

Jch bedaure unendlich, sagte die Schwester, dass Ew. Majestät selbst sich mit niedrigen Dienstleistungen haben befassen müssen.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg. Lith. Anst. v. H. Arnold, Leipzig.



„Statten Sie mir einen genauen Bericht ab."

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.
Lith. Anst. v. H. Arnold, Leipzig.

Ein österreichisches
Kaiserpaar.

Historische Erzählung.

Von

Wilhelm Herchenbach.

Mit Illustrationen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1881.

I.

Der Leser wolle sich mit uns in das Carmelitessenkloster zu Düsseldorf begeben und sich in das Jahr 1655 zurückdenken. Damals wurde es von barfüßigen Carmeliterinnen bewohnt, welche von dem Landesherrn, dem Herzog Philipp Wilhelm, wegen ihres frommen Lebenswandels hoch geschätzt wurden.

Es ist Mittagszeit; die Nonnen und Novizinnen befinden sich im Speisesaale und stehen betend um einen langen mit einfachen Speisen besetzten Tisch. Unter ihnen, am letzten Platze der Tafel, steht ein junges Mädchen, dessen edle Züge eine hohe Abstammung verrathen. Sie ist die einzige, welche nicht in der Tracht der Barfüßerinnen steckt. Nach der Mode jener Zeit gekleidet, sticht sie sehr von den Uebrigen ab, aber in der Andacht wird sie von keiner übertroffen. Die Augen auf die gefalteten Hände gesenkt, spricht sie mit tiefer Frömmigkeit die Worte des Tischgebetes.

Erst, als es beendigt war, erhob sie die schönen Augen und lenkte ihren Schritt zur Priorin, welche ihren Stuhl am oberen Ende der Tafel hatte.

„Ehrwürdige Mutter, erlaubt, daß ich Euer Gast bin," sagte sie.

„Gern, mein Kind," antwortete die Priorin, „aber die unbeschuhten Carmelitessen sind arm und können keine Leckerbissen bieten. Am Tische Deines Vaters würde es Dir besser munden."

„Nein, ehrwürdige Mutter. Ihr wißt, daß ich den Tafelfreuden nicht hold bin, denn der Genuß macht uns leichtsinnig und entfernt uns von Gott."

Sie nahm eine große Schüssel vom Tische und reichte dieselbe bei den Schwestern und bei der Priorin rund; selbst die Novizen wurden von ihr bedient, und alles Protestiren gegen ihre Dienstleistung war vergebens.

Erst, als Alle sich versorgt hatten, nahm sie am untersten Ende der Tafel Platz und legte ein wenig Speise auf den irdenen Teller. So oft sie aber sah, daß irgend etwas nothwendig war, erhob sie sich und eilte zum Dienen herbei.

Diese junge Dame war keine geringere Person, als die Prinzessin Eleonore Magdalena Theresia, die älteste Tochter des Herzogs Philipp Wilhelm.

Als die frugale Mahlzeit beendigt und das Dankgebet gesprochen war, trat die Priorin zu ihr und sprach: „Prinzessin Eleonore, es will sich in der That nicht ziemen, daß fürstliche Hände sich zu gemeinem Dienste hergeben."

„Ehrwürdige Mutter," antwortete Eleonore, „Ihr seid im Irrthume. Je höher der Mensch steht, desto bereiter muß er sein, Andern zu dienen. Die größten Heiligen haben es gethan. Wie sollte denn ich mich für zu gut halten, den Schwestern zu dienen? Laßt mir immerhin das kleine Vergnügen."

„Mein Kind," antwortete die Priorin, „Du hast einen frommen und edlen Charakter, aber in der Welt ist es nun einmal so, daß Jedem seine Sphäre angewiesen ist."

Die Prinzessin hörte die Worte gesenkten Hauptes an, dann fragte sie, ob sie mit der Schwester Anna Maria von Jesu in deren Zelle gehen dürfe.

Die Priorin nickte mit dem Kopfe, und Eleonore schloß sich der genannten Schwester an. Die Zelle war enge, und arm eingerichtet. Nur die allernothwendigsten Möbel fanden sich in dem dürftigen Raume, aber er war reich mit Heiligenbildern und Kruzifixen ausgestattet.

„Ehrwürdige Schwester," sprach die Prinzessin, „ich bin gekommen, um Ihren Rath einzuholen, denn ich habe die Absicht, für die Klosterkirche ein Meßgewand anzufertigen."

„Das ist ein löbliches Beginnen," antwortete die Schwester, „denn wir besitzen nur das, was wir der Güte des Herzogs und seiner ersten Gemahlin verdanken. Sie liebte unser Kloster in demselben Grade, wie Deine Mutter."

„Erzählen Sie mir von ihr," bat Eleonore; „wie ich von Allen höre, muß sie eine ausgezeichnete Frau gewesen sein."

„Sie war ein Engel in Menschengestalt, und nie wird man sie genug loben können. Anna Maria Constantia war eine Tochter König Sigismund III. von Polen. Auf dem Throne geboren, hätte sie in weltlicher Pracht glänzen können, aber schon als Kind verschmähte sie jeden irdischen Prunk und dachte nur daran, ein gottgefälliges Leben zu führen. Ihre Eltern gaben ihr eine sorgfältige Erziehung, und sie wurde eine Perle der Tugend.

Als sie nach Düsseldorf kam, hatte sie mit einem Schlage alle Herzen gewonnen, denn sie führte nicht allein einen äußerst tugendhaften Lebenswandel, sondern kümmerte sich auch wie eine Mutter um die Armen und Nothleidenden. Keine Hütte war so gering, in welcher sie nicht verkehrte, um mit liebendem Herzen Sorge und Noth zu lindern. In eigener Person pflegte sie die Kranken und verrichtete die niedrigsten Dienste bei ihnen. Leider starb sie allzu frühe. Lebhaft erinnere ich mich noch ihres traurigen Begräbnißtages.

Als die Leiche vom Schlosse gebracht wurde, gingen die Würdenträger des ganzen Landes hinter dem Sarge her und folgten demselben in die Jesuitenkirche. Dort stand Kopf an Kopf geschaart, und als der Jesuitenpater Jakobus Stuckgenius die ergreifende Leichenrede hielt und ihre Tugenden pries, blieb kein Auge trocken."

„Ich habe oft im Mausoleum der Jesuitenkirche an ihrem Sarge gestanden und gewünscht, daß ich auch so werden möge wie sie," antwortete Eleonore.

„Sie sind zu bescheiden, Prinzessin," sprach die Schwester; „Sie vereinigen die Tugenden Ihrer beiden Mütter in sich, und dieses ist um so mehr zu loben, da Sie die erste nicht gekannt haben. Sie kamen erst vier Jahre nach ihrem Tode zur Welt."

Eleonore erröthete; jedes Lob rief die Farbe der Scham auf ihre Wangen. Verwirrt zog sie ein Packet mit kostbaren Stoffmustern aus der Tasche und breitete dieselben vor ihr aus. „Helfen Sie mir wählen," sagte sie, „denn mir selbst traue ich nicht den richtigen Geschmack zu."

Lange suchten sie unter den kostbaren Proben umher, endlich hatten sie einen Stoff gefunden, der Beiden zu-

sagte; bald waren auch die Gold- und Silberfäden und die richtige Farbe der Seide gefunden. Nachdem sie sich über die Form und den Schmuck verständigt hatten, machten sie sich an die Arbeit, eine gemeinschaftliche Zeichnung zu entwerfen, wenigstens stellten sie die allgemeinen Grundzüge fest.

„Ich werde die Zeichnung zu Hause fertig machen," sprach Eleonore, „jetzt aber möchte ich, daß Sie mir etwas von der Gründung Ihres Klosters erzählten, denn mein Vater hat mir mitgetheilt, daß Sie als Fräulein Anna Maria von Knippenburg den ersten Grund zum Baue desselben gelegt."

Die Schwester lächelte. „Es war ein schweres Werk," sagte sie, „aber der liebe Gott hat es doch gesegnet und zu einem guten Schlusse geführt. Schon im Jahre 1639 hatte die Oberin des Klosters der unbeschuhten Carmelitessen zu Cöln von Ihrem Großvater, dem Herzog Wolfgang Wilhelm, die Erlaubniß erwirkt, ein Kloster ihres Ordens zu Düsseldorf zu errichten. Ich war von der Oberin dazu ausersehen, das Werk in Gang zu bringen und wurde im Jahre 1641 nach Düsseldorf zu der Mutter der Oberin, Frau von Binsfeld, geschickt, um mich einstweilen in deren Hause aufzuhalten. Ich war damals noch nicht Nonne, trug mich aber mit der Absicht, in den Orden einzutreten.

Mit freudiger Hoffnung reiste ich von Cöln ab. Der Klosterknecht Franziskus von der Faust und die Magd Christine hatten den Auftrag, mich zu begleiten. Christine sollte bei mir bleiben, der Knecht aber wieder heimkehren, sobald ich in Düsseldorf angekommen.

Die Oberin hatte mir einen Brief an ihre Mutter mitgegeben, und ich rechnete fest auf einen guten Em-

pfang; aber ich hatte mich getäuscht. Während Frau von Binsfeld den Brief las, traten finstere Wolken auf ihre Stirne. Ich sehe sie noch heute, obschon es bereits vierunddreißig Jahre her ist. Als sie fertig war, rief sie unmuthig aus: „Wie, meine Tochter will mich schon bei meinen Lebzeiten meines Erbhauses entsetzen und ein Kloster daraus machen? Das soll in Ewigkeit nicht geschehen!“

Meine Aufnahme war keine freundliche, und ich fürchtete schon, daß sie mich nicht bei sich behalten werde. Auf meine Bitte räumte sie mir aber ein kleines Dachkämmerchen im Hinterhause unter den Pfannen ein. Dort nahmen Christine und ich Wohnung. Am folgenden Tage reiste Frau von Binsfeld auf ihre Güter im Jülicher-Lande ab, ohne für unsern Unterhalt zu sorgen; auch hatte sie alle Zimmer abgeschlossen und uns nicht einmal ein Kochgeräth herausgestellt.

Da wir gänzlich fremd in der Stadt waren, so wußten wir uns nicht zu helfen und mußten froh sein, daß wir eine alte Dachpfanne und einen irdenen Topf fanden. Auf die Pfanne legten wir glühende Kohlen, setzten den irdenen Topf darauf und machten uns eine sehr kärgliche Mahlzeit. Christine war mit der Kost sehr unzufrieden und drängte mich, von meinem Gelde Besseres anzuschaffen, aber ich hielt mich dazu nicht berechtigt, weil das Geld zum Klosterbau bestimmt war.

Ein und ein halbes Jahr lebten wir auf der Mansardenstube in der größten Dürftigkeit, dann aber erhielten wir unerwarteter Weise eine Erleichterung. Im Vorderhause der Frau von Binsfeld wohnte nämlich ein fürstlicher Rathsherr mit Namen Wilhelm Kaldenberg. Dieser mußte in Geschäften mit seiner Frau eine Reise

machen. Da sie mit ihrem kleinen Söhnchen während der Zeit ihrer Abwesenheit nicht zu bleiben wußten, so ersuchten sie mich, es in Pflege zu nehmen.

Ich that es mit Freuden, denn ich hatte die Kinder lieb, und es war auch eine angenehme Abwechslung für mich. Als die Eltern wieder kamen, hatte sich das Kind so an mich gewöhnt, daß es nicht mehr essen wollte, wenn ich nicht dabei war. Ich wurde deßhalb regelmäßig zur Tafel gezogen und hatte also täglich Gelegenheit, mit Herrn Kaldenberg zu sprechen.

In der Angelegenheit, weßwegen ich nach Düsseldorf gekommen war, hatte ich noch nicht die mindesten Fortschritte gemacht, und ich zweifelte fast, ob es mir jemals gelingen werde. Herr Kaldenberg, dem ich mein Herz ausschüttete, billigte mein Vorhaben und versprach mir, die Sache, so viel in seinen Kräften stehe, zu fördern.

Er hielt auch Wort und suchte nach einem passenden Hause für meinen Zweck. Um diese Zeit (im Jahre 1642) starb Herr Merken, der geheime Kabinetssecretär des Herzogs, dessen Haus auf der Ratingerstraße verkauft werden sollte. Kaldenberg kaufte es, und ich hatte schon den Kaufbrief in den Händen, als wir erfuhren, daß auch die Cölestinerinnen, welche damals auf der Bolkerstraße wohnten, Absicht auf das Haus hatten.

Da Ihr Großvater, der Herzog Wolfgang Wilhelm, die Cölestinerinnen sehr begünstigte, auch eine Tochter des verstorbenen Herrn von Merken in den Orden eingetreten war, so konnte ich wohl voraussehen, daß ich das Haus nicht behalten würde. Herr Kaldenberg begab sich nun zum Herzoge und trug ihm die Angelegenheit vor. Sie wurde zur Zufriedenheit Aller geschlichtet. In dem Kloster der Cölestinerinnen befand sich eine

Gräfin Salm; diese bot mir hundert Ducaten, wenn ich das Haus an den Orden abtreten wolle. Mit Freuden ging ich auf den Vorschlag ein, denn auf diese Weise kam Alles in's Reine und unangenehme Reibungen wurden vermieden.

Ich wohnte noch immer in der Dachstube des Binsfeld'schen Hauses. Eines Tages besuchte mich hier mein aus dem Feldzuge zurückkehrender Schwager, der Obrist von Panwitz. Es wollte ihm durchaus nicht gefallen, daß ich mich von der Welt zurückgezogen und freiwillige Armuth auf mich genommen hatte, und er drang heftig in mich, wieder zu meiner Familie zurückzukehren; aber ich antwortete ihm, daß ich mein Vorhaben nicht aufgeben werde, denn es sei Gottes Willen, daß ich das Werk vollende.

Als er sah, daß seine Ueberredungskünste vergeblich waren, schenkte er mir zweihundert Reichsthaler. Mein Bruder, welcher damals Hofmeister beim Grafen von Isenburg war, schickte mir ebenfalls siebenzig Thaler und ich hatte in meiner Einsamkeit die Freude, zu sehen, daß ich nicht ganz verlassen war."

Prinzessin Eleonore unterbrach sie: „Wie kamen Sie denn zu diesem Platze?"

„Ich will es Ihnen erzählen. Hier, wo sich jetzt das Kloster befindet, stand im Jahre 1634 noch ein Pulverthurm, in welchem dreihundert Centner Pulver lagerten. In der Nacht vom 30. auf den 31. Juli desselben Jahres brach ein Gewitter aus; der Blitz schlug in den Thurm und derselbe flog in die Luft. Mehr als hundert Menschen verloren dabei ihr Leben, die Lambertuskirche, eine Menge Häuser und das Schloß Ihres Großvaters wurden sehr beschädigt. Von der Lambertus-

kirche wurde eine Mauer eingerissen, die gemalten Fenster zertrümmert und die Gemälde auf den Wänden total verdorben, so daß man sie mit Kalk übertünchen mußte.

Auf dem wüsten Platze, wo der Pulverthurm gestanden, hatte sich der Bürgerwachtmeister Schlüssel, der seiner Corpulenz wegen der „dicke Schlüssel" genannt wurde, ein Häuschen gebaut. Die Zimmerchen aber waren so enge, daß man die Wände berührte, wenn man die Arme ausstreckte.

Herr Kaldenberg rieth mir, das Häuschen zu kaufen und damit einen Anfang zu machen. Ich folgte seinem Rathe und zog hinein. Der Herzog und der Magistrat gaben mir nun auch die förmliche Erlaubniß, ein Kloster zu errichten. Ihr Großvater besuchte uns später oft in unserer kleinen Behausung, aber er mußte stets den Hut vom Kopfe nehmen, weil er sonst nicht aufrecht stehen konnte.

Ihr Großvater war uns sehr gewogen, und er schenkte uns noch verschiedene kleine Parzellen, bis wir endlich im Stande waren, ein geräumiges Kloster an diese Stelle zu setzen." —

Die Erzählung wurde hier unterbrochen; die Priorin trat ein und wandte sich an die Prinzessin: „Gnädiges Fräulein, es ist ein herzoglicher Diener da, welcher Sie zum Schlosse holen soll."

Eleonore ließ ihre Sticksachen liegen und verließ die Zelle. Der Diener, welcher im Hausflur stand, berichtete ihr unterthänigst, daß ihr durchlauchtigster Vater sie zu sehen wünsche. Sogleich verließ sie das Kloster und folgte dem Diener. An der hohen Freitreppe stand der geheime Kabinetssecretär des Herzogs. „Prinzessin," flüsterte er ihr zu, „die Fürstin, Ihre Mutter, erwartet Sie in Ihren Gemächern."

„Wie geheimnißvoll,“ dachte Eleonore. „Was mag sich denn während meiner Abwesenheit ereignet haben?“

Erwartungsvoll und ein wenig ängstlich stieg sie die Treppe hinauf. Vor dem Eingange zu ihren Gemächern stand eine Kammerfrau. Sie hatte den Auftrag, nur die Prinzessin einzulassen, jeden Andern aber abzuweisen.

Eleonore wurde nun ganz ängstlich, denn sie begriff nicht, was man ihr wollte. So viel sie wußte, war nichts vorgefallen, was einen außergewöhnlichen Charakter trug.

Die Kammerfrau öffnete ihr die Thüre und sie trat in das kleine Vorgemach. Zwischen den Damastvorhängen der zweiten Thüre erschien jetzt die Herzogin Elisabeth und breitete die Arme gegen ihr Kind aus.

Eleonorens Besorgnisse verschwanden, denn auf dem Antlitze der Mutter lag die hellste Freude, und es konnte sich nur etwas Gutes ereignet haben.

„Mein Kind, komm an mein Herz,“ flüsterte sie, drückte die Prinzessin zärtlich an ihre Brust und zog sie in das zweite Gemach, welches mit all' den schönen und anmuthigen Gegenständen ausgerüstet war, auf welche die Damen jener Zeit einen so hohen Werth legten.

Die Fürstin zog ihr Kind neben sich auf einen Sessel und sprach: „Du warst bei den Carmelitessen, und Du scheinst Dich dort wohl zu befinden.“

„Gewiß, Mutter, es giebt keinen Ort in Düsseldorf, wo ich lieber weile.“

„Und Du hattest sogar die Absicht, als Schwester in den Orden einzutreten.“

„Ich habe sie noch, Mutter, und werde alle Tage mehr in diesem Wunsche befestigt. Du wolltest mit dem Vater reden, damit der Eintritt bald erfolgen könne.“

„Es ist geschehen, mein Kind, und Dein Vater war nicht abgeneigt, Deinen Bitten nachzugeben, denn es ist ja nichts Ungewöhnliches, daß Fürstentöchter den Schleier nehmen. Sie sollen den Unterthanen in allem Guten vorleuchten."

„Wenn es Dir und dem Vater genehm ist, Mutter, so will ich schon morgen als Novize eintreten."

„Eleonore," fuhr die Fürstin fort, „Du hast immer einen starken Willen gezeigt und es stets mit Leichtigkeit fertig gebracht, Deine eigenen Wünsche fahren zu lassen, wenn die Unterordnung unter den Willen Deiner Eltern nothwendig war. Fürstentöchter sind nicht so wohl daran, als die Bürgermädchen, denen nur das eigene Interesse am Herzen liegt. Bei den Fürstentöchtern entscheidet das Staatswohl; auch Du, mein Kind, mußt Dich demselben fügen und Deinen Herzenswunsch auf den Altar des Vaterlandes niederlegen."

Aus Eleonorens Gesicht wich die rosenfrische Farbe und ein leises Zittern ging über ihren Körper.

„Mutter," sagte sie; „ich bin immer des Glaubens gewesen, daß es für mich keinen höheren Beruf geben könne, als denjenigen, welchen ich mir von Kindheit auf gewählt habe."

„Bis heute theilte ich diesen Glauben, Eleonore, aber es ist ein Ereigniß eingetreten, welches mich anders urtheilen läßt."

„Welches Ereigniß ist das?"

„Der bekannte Heirathsantrag ist jetzt in einer so dringlichen Art erneuert worden, daß an ein ferneres Ausweichen nicht mehr gedacht werden kann."

Die demüthige Haltung, welche die Prinzessin bis jetzt beibehalten hatte, verschwand. Sie warf den Kopf

in die Höhe und antwortete mit einem fast trotzigen Tone: „Mutter, habe ich Dir nicht hundertmal gesagt, daß ich ledig bleiben und meine Tage dem Herrn widmen will?“

„Gewiß, mein Kind; Du weißt auch sehr wohl, daß wir Deinen Entschluß vollständig billigten, aber Fürstentöchter haben die Verpflichtung, Familienbande zu knüpfen, wenn es das Heil des Staates erfordert.“

Eleonore schien nicht im mindesten neugierig, zu erfahren, welcher von ihren Bewerbern denn so zudringlich geworden sei. Um ihrer körperlichen Schönheit Abbruch zu thun, hatte sie sich schon seit langer Zeit dem Winde und dem Wetter ausgesetzt, um grobe bäuerische Züge zu bekommen; auch hatte sie ihr Gesicht mit scharfen Substanzen eingerieben, aber diese Künste hatten wenig gefruchtet; sie war nur etwas gebräunt, aber ihre Schönheit hatte nichts gelitten; auch war der Hauptbewerber nicht der Mann, welcher sich von etwas geringerer Schönheit und Anmuth zurückschrecken ließ.

„Mein Kind,“ fuhr die Mutter fort, „es trifft sich glücklich, daß der Bewerber ganz und gar Deinen frommen Sinn theilt. Du wirst zwar nicht im Kloster sein, aber nicht allein volle Freiheit haben, Deinen gottesfürchtigen Neigungen zu folgen, sondern auch sehr ausgedehnte Gelegenheit finden, den Armen Gutes zu thun und die Uebungen der Religion in einem größern Maßstabe zu befördern, als es Dir im Kloster möglich wäre.“

Die Prinzessin ließ den Kopf hängen; sie war tief erschüttert, aber aus kindlichem Gehorsam wagte sie nicht, länger zu widersprechen.

Jetzt öffnete sich die Thüre und ihr Vater, der

Herzog Philipp Wilhelm, trat ein. Er ging auf die Prinzessin zu, ergriff ihre Hand und sprach: „Die Mutter hat Dich wohl vorbereitet?“

Sie antwortete ihm nur mit einem Strome von Thränen, aber sie legte den Kopf an seine Schulter und gab ihm zu verstehen, daß sie bereit sei, sich seinem Willen gehorsam zu fügen.

„Mein Kind,“ fuhr er fort, „die Gesandten des Kaisers Leopold wünschen Dich zu sehen, um ihrem Herrn Bericht erstatten zu können; kleide Dich sorgfältig an und erscheine in einer halben Stunde bei der Tafel.“

Er entfernte sich wieder. Die Mutter aber ergriff ihre Hand und sprach: „Ich weiß, daß Du nicht auf Rang und Würde siehst, aber der hohe Bräutigam bietet Dir die vollste Garantie eines kirchlichen und durchaus frommen Lebens, denn keiner von allen lebenden Fürsten kann sich in der Gottesfurcht mit ihm vergleichen. Für den Glanz unseres Hauses aber ist diese Verbindung von einem so hohen Werthe, daß wir sie nicht von der Hand weisen können.“

Viele Fürstentöchter an Eleonorens Stelle würden stolz darauf gewesen sein, daß ein mächtiger Kaiser seine Augen auf eine so niedrige Magd gelenkt hatte, aber sie war weit entfernt von solchen Gedanken, weil sie niemals das Irdische, sondern einzig und allein das Himmlische suchte.

„Mutter,“ sagte sie, „ich füge mich gehorsam euerm Willen, aber erlaube mir, daß ich, so lange ich noch in Düsseldorf weile, mit den Carmelitessen verkehren darf. Jetzt bedarf ich noch mehr des Gebetes und der guten Rathschläge als früher, und im Kloster wird mir beides zu Theil.“

„Du sollst vollständig Herrin Deiner Zeit und Deines Willens sein. Jetzt aber begieb Dich in Dein Schlafgemach und kleide Dich an."

Sie erhob sich und folgte der Kammerfrau, welche sie an der Thüre erwartete. Im Schlafgemache waren ihre kostbarsten Roben ausgebreitet, und auf den Tischen lagen die verschiedensten Schmuckgegenstände von Gold, Perlen und Diamanten. Die Kammerfrau hatte den prachtvollsten Anzug besonders gelegt und war der Meinung, daß sie in diesem bei der Tafel erscheinen müsse. Eleonore aber schüttelte mit dem Kopfe und sprach: „Die Kleider machen uns nicht besser, und ich mag vor den Gesandten nicht wie eine eitle Modepuppe erscheinen."

Sie öffnete einen Schrank, holte ein einfaches aber geschmackvolles Kleid heraus und wählte dazu die übrigen passenden Bekleidungsgegenstände.

„Aber so gehen Sie ja alle Sonntage in die Kirche," wagte die Kammerfrau einzuwenden.

„Der Schmuck, in welchem ich vor dem Herrn erscheine, wird auch den Gesandten angenehm sein," entgegnete sie. „Kleide mich nun an, die Zeit ist schon vorgerückt."

Die Kammerfrau schüttelte mißvergnügt den Kopf, aber sie mußte folgen. Als sie angekleidet war, trat die Herzogin ein. Musternd flog ihr Blick über die Tochter. Zustimmend nickte sie mit dem Kopfe und sprach: „Du hast Dich einfach, aber hübsch und geschmackvoll gekleidet. Gehen wir zur Tafel."

In einem Vorsaale hatte sich der herzogliche Hof versammelt. Plaudernd standen die Herren und Damen umher und unterhielten sich von der Ankunft der kaiser-

lichen Gesandten, aber Niemand hatte eine Ahnung von ihrem Auftrage.

Johann Wilhelm, der spätere Churfürst, dessen Reiterstatue auf dem Marktplatze zu Düsseldorf steht, war damals noch ein Jüngling von achtzehn Jahren. Aeußerst lebhaften Geistes, erging er sich in scherzhafter Rede mit den Hofcavalieren; aber sobald seine Mutter eintrat, verließ er die fröhlich gestimmte Gruppe, küßte der Herzogin die Hand und grüßte die Schwester.

„Es ist schön und löblich von Dir, daß Du mit uns zu Nacht speisest," sagte er. „In der letzten Zeit hast Du fast ausschließlich im Carmelitessen-Kloster gewohnt, und wir bekamen Dich wenig zu sehen."

Jetzt öffnete sich die große Flügelthüre, und herein traten der Herzog Philipp Wilhelm und die österreichischen Gesandten. Der Herzog übernahm die Vorstellung, indem er mit der ältesten Tochter Eleonore begann und mit dem elfjährigen Prinzen Friedrich Wilhelm endigte. Begreiflicher Weise verweilten die Gesandten am längsten bei der ältesten Prinzessin, denn sie war es ja, welcher ihre Reise galt.

„Zur Tafel," sprach der Herzog, und die Herren und Damen traten je nach ihrem Range paarweise zusammen. Der Herzog führte seine Gemahlin, und der Vornehmste der Gesandten bot der Prinzessin Eleonore den Arm und führte sie zu Tische, wo sie neben ihn zu sitzen kam. Sein Bestreben ging dahin, genau zu erforschen, welche Geistesgaben sie besaß, und er verwickelte sie in ein Gespräch, in welchem sich ihre Fähigkeiten sehr glänzend offenbarten. In ihrer Bescheidenheit lag ihr jeder Wunsch, zu glänzen, fern, und ängstlich war

sie darauf bedacht, ihre Kenntnisse zu verbergen, aber der Gesandte schöpfte die Ueberzeugung, daß für den Kaiser keine bessere Wahl getroffen werden könne.

Nach aufgehobener Tafel gab er den Wunsch zu erkennen, mit der Prinzessin und ihren Eltern im Geheimen zu sprechen. Der Herzog führte ihn in ein kleines Kabinet. Hier fand die Erklärung statt: „Durchlauchtigste Prinzessin,“ hob er an, „zwischen dem großmächtigen Kaiser Leopold und Ihren Eltern haben seit geraumer Zeit discrete Unterhandlungen stattgefunden. Der Kaiser gedenkt sich wieder zu vermählen, und nachdem er Rundschau an den Höfen Europa's gehalten, ist er zur Ueberzeugung gekommen, daß er seinem Reiche keine bessere Landesmutter geben kann, als Sie. Derselben Ansicht sind auch die Großen des Reiches, und Ihre durchlauchtigsten Eltern haben bereits ihre Zustimmung gegeben. Im Namen des Kaisers erscheine ich nun vor Ew. Durchlaucht und lege Ihnen das deutsche Kaiserreich zu Füßen. Geben Sie mir keine abschlägige Antwort.“

Die Prinzessin konnte sich der Thränen nicht enthalten. Schluchzend gab sie zur Antwort: „Nimmer ist es meine Absicht gewesen, mich zu verehelichen. Mein Sinn ging einzig und allein dahin, Gott zu dienen und bei den Carmelitessen den Schleier zu nehmen. Das würde auch noch heute für mich das Beste sein. In Einfachheit und Demuth aufgewachsen, würde ich am Altare und in der stillen Klosterzelle meinen Platz ausfüllen, aber es ist fraglich, ob ich dazu auf dem ersten Throne der Welt im Stande bin.“

„Durchlaucht,“ antwortete der Gesandte, „fürchten Sie nichts; der Kaiser theilt mit Ihnen dieselben Ge-

fühle und Neigungen und er fühlt sich glücklich, eine Gemahlin zu erhalten, welche Kirche und Altar pflegt, während er oft genöthigt ist, sich mit dem Schwerte zu umgürten. Das Reich bedarf einer Mutter, die Ihnen gleicht. Sie werden auf einem Platze stehen, auf welchem Sie unendlich viel Gutes wirken können."

„Gott ist mein Zeuge," entgegnete sie, „daß ich diese Ehre nicht gesucht habe, aber ich füge mich und gebe das Versprechen, dem Lande eine gute Mutter zu sein."

Von ihren Gefühlen überwältigt, sank sie der Mutter in die Arme und schluchzte leise. Der Gesandte aber setzte sich sogleich hin, schrieb einen Bericht an den Kaiser und sandte sofort einen Kourier mit der frohen Botschaft nach Wien.

Die Bürger von Düsseldorf, welche von dem wichtigen Ereignisse, das sich im Schlosse begeben, keine Ahnung hatten, sahen dem dahinsprengenden Reiter mit Verwunderung nach. Ihr Erstaunen wuchs aber noch, als bald nachher alle Festungsgeschütze zu spielen begannen und die Stadt von den Kanonenschüssen erdröhnte. Die Leute liefen auf die Straße, und fragten nach der Ursache des außergewöhnlichen Schießens; die meisten machten besorgte Gesichter, weil sie glaubten, es nahe sich ein Feind den Mauern der Stadt. Einige Vorsichtige dachten schon daran, ihre Kostbarkeiten in ein sicheres Versteck zu bringen, aber diejenigen, welche auf die Thürme und die Mauern gestiegen waren, brachten die Nachricht, es sei kein Feind zu sehen, und man könne sich ruhig dem Schlummer überlassen.

Die Kanonenschüsse hatten die Einwohner aber in

eine solche Aufregung gebracht, daß sie massenhaft das Schloß umlagerten, in der Hoffnung, die Dienerschaft werde im Stande sein, ihnen Aufklärung zu geben, aber diese wußte selbst nichts. Endlich aber trat der Herzog auf den Balkon und verkündete mit lauter Stimme, daß die Prinzessin Eleonore sich mit dem Kaiser Leopold vermählen werde.

Anfangs herrschte nur lautlose Stille, denn die Nachricht kam zu überraschend, zu unerwartet. Als aber einer aus der Menge seinen Gefühlen freien Lauf ließ und rief: „Vivat der Kaiser, vivat Eleonore!" da erscholl der Jubelruf aus tausend Kehlen. Mützen und Hüte flogen in die Höhe und das Freudengeschrei nahm kein Ende.

Vom Burgplatze aber zogen die frohbewegten Bürger in die Wirthshäuser und besprachen bei Bier und Wein die hohe Ehre, welche dem Fürstenhause und der Stadt zu Theil geworden war. Die Wirthe wünschten sich alle Tage eine so freudige Nachricht, denn der Ausschank ging heute besser von Statten, als an den Tagen des Vogelschießens und der Kirchweihe.

Auch im Schlosse ging man erst spät zur Ruhe, denn begreiflicher Weise war auch die Dienerschaft in großer Unruhe; in allen Stuben sprach man nur von dem freudigen Ereignisse und der geringste Diener glaubte etwas von dem Glanze, welcher künftig das Schloß von Düsseldorf überstrahlen würde, mitzubekommen.

Erst gegen Morgen wurde es im Schlosse und in der Stadt ruhig. Die Bürger schliefen ihren Rausch aus, und die Handtierungen, welche sonst schon in früher Morgenstunde begannen, blieben heute Morgen außergewöhnlich lange liegen.

Eleonore aber zog sich frühzeitig in ihr Kämmerlein zurück und kniete lange auf dem Betschemel vor dem Bilde des Gekreuzigten. Von Kindheit auf war sie ja daran gewöhnt, alle wichtigen Ereignisse mit Gott zu berathen.

II.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als sich die Pforte des Schlosses öffnete. Die Prinzessin Eleonore trat heraus. In einen weiten Mantel gehüllt, schritt sie die Treppe hinab und eilte durch die Krämerstraße dem Carmelitessenkloster zu. Alle Thüren und Fenster waren noch geschlossen; nur auf den Schiffen am Rheinufer herrschte schon Leben und hin und wieder krähten die Hähne ungeduldig dem Morgen entgegen.

Eleonore näherte sich der Klosterkirche, deren Thüre angelehnt war. Vom Chore erscholl das Gebet und der Gesang der Schwestern. Sie kannten keine Aenderung in ihren Pflichten. Der eine Tag glich dem andern, und immer waren sie zur Stelle, wenn das Glöcklein zum Gottesdienste rief.

Die Prinzessin kniete in einem Winkel nieder und erhob ihr Herz zum Herrn. Als die Andacht vorüber war, folgte sie den Nonnen in das Kloster.

Die Priorin schaute sie mit besorgtem Blicke an und fragte: „Was ist über Sie gekommen, Prinzessin? Welche Sorge drückt Ihr Herz?“

Das Mädchen warf sich schluchzend in ihre Arme und sprach: „Gestern ist über mein Schicksal entschieden

worden; ich darf nicht in den Carmelitessen-Orden eintreten."

Die Priorin, welche wußte, wie sehr ihr das Klosterleben am Herzen lag, schaute sie theilnahmvoll an und fragte, was sich denn ereignet habe, daß ihre erlauchten Eltern die Erlaubniß zurückgenommen.

„Ich muß mich vermählen," antwortete sie; „gestern ist ein österreichische Gesandtschaft auf dem Schlosse angekommen, welche mich für den Kaiser Leopold zur Gattin begehrt."

Die Priorin und die Schwestern, welche von diesem Ereignisse noch nichts vernommen hatten, sahen sie mit großen Augen an, denn es war gewiß keine geringe Auszeichnung für sie.

„Durchlauchtigste Fürstin," nahm die Priorin wieder das Wort, „grämen Sie sich nicht, daß Ihr Lieblingswunsch nicht in Erfüllung geht. Ohne Zweifel hätten Sie auch in unserem Orden Ihre Stellung wohl ausgefüllt, und Sie würden eine dem Herrn wohlgefällige Dienerin geworden sein, aber im Himmel ist es anders beschlossen worden. Gott hat es für zweckmäßig gehalten, Sie auf den mächtigsten Thron der Erde zu setzen. Wir dürfen seinen Absichten nicht widerstreben, denn unsere Augen sind zu blöde, um seine Beweggründe zu erkennen. Sicher hält er es für nothwendig, dem Kaiser eine Gefährtin zu geben, welche seiner Regierung eine Stütze ist und sich die Ausbreitung der Religion angelegen sein läßt. Sie werden in dieser erhabenen Stellung sehr viel Gutes wirken können und den Völkern, welche dem Scepter Leopold's unterworfen sind, eine gute Mutter werden. Trocknen Sie Ihre Thränen, Prinzessin, denn es ziemt sich wirklich nicht, über ein

Ereigniß, dem das ganze Land mit Freuden entgegenjauchzt, zu weinen."

Eleonore hörte auf, zu weinen und sprach: „Die Würfel sind gefallen; es läßt sich nicht mehr ändern. So will ich mich denn in den Willen Gottes ergeben und meine Pflicht thun. Euch aber, ihr lieben Schwestern, bitte ich, betet ohne Unterlaß für mich, damit ich auf meinem Wege nicht strauchle, sondern meinen künftigen Unterthanen in allem Guten ein Vorbild werde."

Die Schwestern versprachen ihr in die Hand, sie in alle ihre Gebete einzuschließen und stets ihrer eingedenk zu sein. Nun wurde sie ganz beruhigt und erklärte, daß sie bis zu ihrer Abreise alle Tage im Kloster erscheinen und bis zur Vollendung an dem Meßgewande arbeiten werde.

Sie durfte nun nicht länger im Kloster weilen, denn wahrscheinlich war man am Hofe schon aufgestanden, und sie konnte leicht vermißt werden.

Zufriedener gestimmt, als sie gekommen war, kehrte sie zum Schlosse zurück und begab sich auf ihr Zimmer, um sich sorgfältiger anzukleiden.

Die Stadt Düsseldorf erlebte jetzt eine Reihe von glänzenden Festlichkeiten, denn der Herzog wollte die Gesandten, ihres Kaisers wegen, auf alle erdenkliche Weise ehren. Im hohen Grade befriedigt kehrten sie nach Wien zurück und erstatteten dem Kaiser einen Bericht, der ihn noch mehr für die Prinzessin einnahm. Sie sagten ihm, daß sie nicht allein einen überaus tugendhaften Lebenswandel führe, sondern auch in den Künsten und Wissenschaften erfahren sei. Sie betrachteten dieselbe als eine Perle in der österreichischen Kaiserkrone und wünschten ihrem Herrn aufrichtiges Glück zu der getroffenen Wahl.

Eleonore verkehrte unterdessen viel im Carmelitessenkloster, wo sie sich eifrig auf ihren hohen Stand vorbereitete und emsig an den Paramenten stickte. In der Hofburg dachte man mehr an ihre Aussteuer. Ein ganzes Heer von Schneidern und Schneiderinnen war auf der Gewandkammer beschäftigt; die Herzogin selbst verkehrte den größten Theil des Tages dort und gab Anweisungen oder suchte mit ihren Kammerfrauen die glänzenden Stoffe aus.

Vom Kaiser kamen häufig Briefe, welche von Liebe und Zärtlichkeit überflossen. Eines Tages aber erschien ein Kourier, welcher ein großes, mit dem kaiserlichen Siegel versehenes Schreiben brachte. Der Herzog, die Herzogin und Eleonore zogen sich zurück, um dasselbe in ungestörter Ruhe lesen zu können. Es bestimmte den Tag der Hochzeit auf den 23. Dezember desselben Jahres (1676), und die Eltern wurden eingeladen, die Braut nach Passau zu begleiten, um den Festlichkeiten beizuwohnen und nachher einige Wochen in der Kaiserstadt zu verweilen.

Philipp Wilhelm war mit der Beschleunigung sehr wohl zufrieden, und da die Mutter bis dahin auch mit der Aussteuer fertig sein konnte, so hatte sie ebenfalls nichts einzuwenden. Nur Eleonore hätte den Abschied von den Eltern noch verzögern mögen, aber da die große Staatsaktion nicht nach kleinlichen Rücksichten verzögert werden konnte, so fügte sie sich, und die Abreise wurde auf einen nahen Tag festgesetzt.

Die Nachricht von der bevorstehenden Hochzeit rief nicht allein in Deutschland und in allen kaiserlichen Erblanden, sondern auch in Rom, Neapel, Mailand und den Niederlanden große Freude hervor, denn

man sah in diesem Ehebündnisse einen Segen für Europa.

Endlich war der verhängnißvolle Tag der Abreise erschienen. Vor dem Schlosse hielten die hochgethürmten Wagen, welche den Brautschatz trugen; andere Wagen standen bereit, um das herzogliche Paar, Eleonore und die hohen Würdenträger des Reiches aufzunehmen. Auf reich geschirrten Rossen aber saßen die Ritter, Junker und Edelknaben, welche die Braut bis nach Passau begleiten sollten.

Nur die Prinzessin war noch zurück; denn sie hatte sich in das Carmelitessenkloster begeben, um für immer Abschied von den Schwestern zu nehmen. Weinend hing sie am Halse der Priorin und der Nonne Maria von Knippenberg, welche mit ihrem Klosternamen Anna Maria von Jesu hieß.

Mit schwerem Herzen durchwanderte sie noch einmal alle die lieben Plätzchen und Zellen, in welchen sie so viele glückliche Stunden verlebt hatte, dann verrichtete sie vor dem Altare in der kleinen Kirche ihr letztes Gebet, reichte den Schwestern die Hand und schwankte hinaus.

Unterdessen hatte sich auf dem Burgplatze eine so große Menge von Menschen versammelt, daß sie kaum durchkommen konnte. Alte Mütterchen, denen sie so oft zur Wohlthäterin geworden war, drängten sich herbei und drückten ihr mit Thränen die Hand. Rührend waren die Glückwünsche, die sie ihr mit auf den Weg gaben. Sie betrachteten die Ehe ganz so, wie sie in ihren kleinen Verhältnissen war, und hatten die größte Besorgniß, ob sie auch von ihrem Manne gut behandelt werden würde.

Es kamen auch Arbeiter und Handwerker, welche ihr die schwieligen Hände entgegenreichten. In ihrer Leut=

seligkeit wies sie keinen zurück; sie hatte ja alle Bürger lieb gehabt.

Jetzt hatte sie den Wagen erreicht; sie stieg ein, ließ sich zwischen ihren Eltern nieder und winkte den Umstehenden mit dem Taschentuche. Eine stille Trauer lag auf allen Gesichtern und die Herzen waren zu bewegt, um in laute Hochrufe auszubrechen.

Jetzt setzte sich der glänzende Zug in Bewegung, und der größte Theil der Bürgerschaft folgte bis vor das Thor, wo sie nicht länger Schritt halten konnten.

Die Hochzeit fand zu Passau mit einem ungewöhnlichen Glanze statt; die Beschreibung derselben übergehen wir, denn in Ungarn bereiteten sich sehr ernste Dinge vor, welche den Festen und Vergnügen nicht sehr günstig waren.

Schon lange herrschte zwischen den Deutschen und den Ungarn große Erbitterung, und diese wuchs noch, als die deutschen Soldaten rücksichtslos mit den Ungarn umgingen, überall plünderten und Ungemach auf Ungemach häuften.

Das kaiserliche Paar begab sich nach Wien und kehrte in der Hofburg ein; die Eltern waren in ihrem Gefolge und blieben längere Zeit am Hofe. Eleonore lebte nun in einem beispiellosen Glanze, aber sie schlug denselben gering an, denn ihr Gedanke war einzig und allein darauf gerichtet, wie sie ihrem Volke nützlich werden könne.

Die Ungarn lebten um diese Zeit in blutigem Aufruhre gegen das Kaiserhaus; jeden Augenblick kamen Nachrichten von Empörungen, die mit den Waffen niedergeschlagen werden mußten. Die Empörer hatten noch keinen geeigneten Mann, den sie an die Spitze stellen

konnten, aber derselbe fand sich endlich in dem jungen und kriegsmuthigen Grafen Emrich Tököly, welcher im Hasse gegen Oesterreich aufgezogen worden war.

In allen Waffengattungen erprobt, kühn und gewandt, schön von Körper, geistvoll und kenntnißreich war er für die Ungarn der richtige Mann. Er sprach Ungarisch, Latein, Deutsch und Türkisch mit einer Geläufigkeit, als wenn jede seine Muttersprache sei. Diesen Mann beriefen die Ungarn an die Spitze der Empörung, und sie hätten wahrlich keinen geeigneteren finden können. Sogleich griff er zu den Waffen und that den Kaiserlichen Schaden, wo er es nur zuwege bringen konnte.

Die Kaiserin Eleonore sah diesen Zustand mit betrübtem Herzen und redete ihrem Gatten zu, von der Strenge abzulassen und die Wiedervereinigung in Güte anzubahnen. Der Kaiser ging auch auf ihren Vorschlag ein und berief die vornehmsten Ungarn zu einer Besprechung nach Preßburg; sie waren auch zum Frieden geneigt, aber einige Deutsche, welche mit zur Berathung gezogen worden waren, wollten von dem Frieden nichts wissen. Sie schalten die Ungarn als empörungssüchtige Vasallen, die kein Mitleid verdienten. Hierüber wurden diese so zornig, daß sie den Berathungssaal verließen und nicht mehr zurückkehrten.

Die Streitigkeiten erhielten dadurch neue Nahrung und es fielen zwischen den Ungarn und den Deutschen fast täglich Kämpfe vor, in denen Tököly meistens den Sieg davon trug. Leider ging er so weit, mit den Türken und den Franzosen Einverständnisse zu unterhalten und alle Mittel in Anwendung zu bringen, um die Empörung immer weiter auszudehnen.

Durch die Bemühungen der Kaiserin kam endlich

ein Waffenstillstand zu Stande. Tököly lebte in Glanz und Herrlichkeit wie ein König zu Kapivar und empfing die Gesandten des türkischen Sultans, mit dem er auf dem freundschaftlichsten Fuße stand.

Eleonore schenkte dem Kaiser einen Prinzen, den nachmaligen Kaiser Joseph I. Dieses freudige Ereigniß brachte auch in Düsseldorf und Neuburg große Aufregung hervor. Schon im Frühlinge war der Düsseldorfer Hof nach Neuburg gegangen. Da kam vom Kaiser Leopold ein Schreiben an seinen Schwiegervater Philipp Wilhelm, welcher ihn ersuchte, auf der kaiserlichen Hofburg zu Wien einen Besuch zu machen. Die herzogliche Familie nahm die Einladung mit Freuden an und schiffte sich im Juli mit einem Gefolge von hundert Personen auf der Donau ein. Auch Johann Wilhelm, der Erbprinz von Jülich-Cleve-Berg war dabei.

Nach der Geburt des kaiserlichen Prinzen fanden in Wien großartige Festlichkeiten statt, von denen die Chronisten jener Zeit nicht genug zu erzählen wissen, aber es knüpfte sich dort noch ein anderes Band zwischen dem Kaiserhause und der herzoglichen Familie von Jülich-Cleve-Berg. Der junge Prinz von Düsseldorf hatte schon auf einer längern Reise am Wiener Hofe geweilt und dort die Stiefschwester des Kaisers, die Erzherzogin Maria Anna Josepha kennen gelernt; jetzt wurde sie seine Gemahlin; der Herzog Philipp Wilhelm, welcher lieber in Neuburg blieb, übergab ihm nun die Regierung von Jülich-Cleve-Berg, und das junge Paar zog an den Rhein.

So war die Kaiserin jetzt mit doppelten Banden an die Familie Leopold's gebunden, und um so mehr fühlte sie sich verpflichtet, dem Hause Oesterreich einen tüchtigen Regenten zu erziehen. Ihr ganzes Bestreben

ging dahin, denselben in den Grundsätzen seines und ihres Vaters zu erziehen, damit seine Regierung einst dem Lande zum Segen gereiche.

Um die öffentlichen Angelegenheiten konnte sie sich in diesem Zeitraume wenig kümmern, denn der kaiserliche Prinz nahm alle ihre Sorgen in Anspruch. Nichts destoweniger benützte sie jede passende Gelegenheit, um den Kaiser zu bitten, die Empörer möglichst glimpflich zu behandeln. Da die ganze Streitsache eigentlich auf der Feindschaft zwischen Katholiken und Protestanten beruhte, so gab der Kaiser Verordnungen, wonach es Jedem frei stand, sich seine Religion zu wählen und nach derselben zu leben.

Tököly schien nun auch eine Zeitlang die ernste Absicht zu haben, sich mit dem Kaiser zu versöhnen, aber sein Stolz ließ ihm keine Ruhe; er wollte eine Krone auf seinem Haupte tragen. Die Kapitaine, welche unter seiner Führung Rang und Würden erlangt hatten, stachelten ihn außerdem auf, nicht nachzugeben, denn wenn er mit dem Kaiser Frieden machte, dann wurde das Heer aufgelöst und mit ihrer Stellung war es zu Ende. Sie schmeichelten seiner Tapferkeit und prophezeiten ihm, daß er in Kurzem eine Krone tragen werde, wenn er standhaft ausharre. So ließ er sich hinreißen und schämte sich sogar nicht, bei dem Erbfeinde der Christenheit, den Türken, Hilfe zu suchen. Diese gingen gerne auf seine Wünsche ein, denn sie hatten nichts Geringeres im Sinne, als das deutsche Kaiserreich zu zertrümmern.

Mit türkischen Hilfsschaaren zog er aus und bezwang mehrere Festungen, worauf die Türken ihn zum Kurutzenkönige ernannten. Dafür mußte er einen jährlichen Tribut von vierzigtausend Piastern bezahlen und

den Türken jederzeit, wenn sie es verlangten, mit seinen Truppen zu Hilfe ziehen.

Er war ein Heuchler durch und durch, denn während er sich in Wien von Neuem den Anschein gab, als wolle er mit dem Kaiser im Frieden leben, betrieb er eifrig den Marsch der Türken gegen die Hauptstadt.

Die Kaiserin Eleonore sah alles dieses mit blutendem Herzen und rieth zum Frieden. Der Kaiser war dazu geneigt, aber er hatte drei Feinde gegen sich, von denen keiner die Absicht hatte, sich zu vertragen: Ungarn, Frankreich und die Türkei.

Es war damals eine traurige Zeit für Oesterreich, die auch in der Hofburg nicht gering angeschlagen wurde. Die Räthe des Kaisers verloren den Muth, denn sie hielten es nicht für möglich, es mit drei so mächtigen Feinden aufzunehmen.

Man bedurfte guten Rath, Waffen, Geld und Bündnisse. An Rath fehlte es zwar nicht, aber er war nicht einheitlich, Alles widersprach sich; desto mehr fehlte es aber an den andern Dingen, welche nothwendig waren, um sich seiner Haut zu wehren.

Die Kaiserin schien sich um die Angelegenheiten des Reiches wenig zu bekümmern und sich ausschließlich mit dem kleinen Prinzen zu beschäftigen, aber in Wahrheit sah sie Alles, was in dem weiten Ländergebiete ihres Gatten vor sich ging, und unabläßig war sie auf Mittel bedacht, wie geholfen werden könne.

Bekümmert saß der Kaiser eines Tages mit ihr im Gemach und sprach über die Lage des Landes. Da er ihren Rath begehrte, so ergriff sie seine Hand und sprach: „Leopold, schon einmal hast Du meinen Rath befolgt und alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Frieden

herbeizuführen, aber es ist Dir nicht gelungen; Deine Feinde geben sich wohl den Schein, als wollten sie Frieden; in Wirklichkeit aber trachten sie nur nach dem Kriege. Wenn es ihnen gelingt, Dich in sorgloser Ruhe hinzuhalten, bis sie gerüstet sind, dann werden sie jubiliren, denn der Sieg ist ihnen gewiß.

„Du darfst nicht angreifen, Leopold, denn Du weißt nicht, von welcher Seite der erste Schlag kommt; aber sei gerüstet, damit Du denselben pariren kannst. Werbe ein starkes Heer, laß Proviant in Genüge herbeischaffen. Besetze die Stellen, wo Gefahr ist; vor allen Dingen aber beschütze Wien, denn mein Gefühl sagt mir, daß die Türken es auf unsere Residenz abgesehen haben. Vertrauen wir übrigens auf die Hilfe und Gnade des Herrn. Wie er schon einmal die Hauptstadt aus den Händen der Türken rettete, so kann er es auch zum zweitenmale thun.“

Es war ein Glück, daß Leopold sich ihren Rathschlägen fügte und auch in andern Dingen einig mit ihr handelte, denn bei der Pforte war der Krieg gegen Oesterreich unabänderlich beschlossen. Im Frühlinge 1683 brach das türkische Heer von Adrianopel auf und marschirte gegen Oesterreich.

Der Empörer und Wortbrecher Tököly begab sich schon am dritten Tage in das türkische Lager, um dem Sultan zu erkennen zu geben, daß er bereit sei, sein Schwert gegen Oesterreich zu ziehen.

Der türkische Großvezier empfing ihn mit aller Pracht als Kurutzenkönig und verehrte ihm einen reichen Zobelpelz, seinem Gefolge aber siebenzig Kaftane.

Die Türken gingen bei Essek über die Donau und eroberten Weszprim. In welcher Weise sie den Krieg zu führen gedachten, das zeigte sich schon sehr bald.

Ohne eine Sekunde Gnade zu zeigen, sprengten sie das Kloster auf dem Martinsberge bei Raab in die Luft und äscherten die Vorstädte ein. Hierauf forderte der Großvezier die Festung auf, sich zu ergeben.

Der Commandant ließ ihm antworten, ohne Vertheidigung könne er die Festung nicht aufgeben, und die Türken thäten überhaupt besser, nach Wien zu gehen; wenn sie dort siegreich seien, würde sich Raab ohne Schwertstreich ergeben.

Der Großvezier nahm diesen Rath ernst, denn diesen auszuführen war ja von vorn herein seine Absicht. Er rief den Kriegsrath zusammen und legte demselben seine Pläne vor. Da widerstrebten einige Pascha's und riethen, erst das ganze Land zu unterwerfen, mit Wien aber den Schluß zu machen. Nichts destoweniger blieb der Großvezier bei seinem Vorhaben und trat sogleich den Marsch an. Auf dem Wege wurden Festungen erstürmt, Städte und Dörfer niedergebrannt und Greuel aller Art verübt. Vierzehn Tage sah man hinter seinen Schritten nur Blut und rauchende Trümmer.

Ueberall brannten die Dörfer und die Städte, und den Anhängern des Kurutzenkönigs Tököly machte es ein besonderes Vergnügen, die kaiserlichen und die Privatschlösser in der ganzen Umgegend zu zerstören.

Dem Kaiser konnte es jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Friedensversicherungen der Türken nur Täuschung bezweckten, auch erhielt er eine direkte Nachricht, daß sie geraden Weges auf Wien losmarschirten.

Leopold befand sich gerade in den Gemächern seiner Gemahlin, als ein Reiter den Brief mit dieser Nachricht brachte. Der kleine Joseph, damals noch nicht fünf

Jahre alt, kroch auf den Teppichen umher und spielte mit einem Hündlein; die Eltern sahen ihm zu. Seine geschickten Bewegungen und die Mittel, welche er gebrauchte, um das Hündlein zu haschen, überhaupt die Art und Weise, wie er sich dabei benahm, deuteten auf die Anlage zu einem humanen aber tüchtigen Charakter hin.

„Eleonore," sprach der Kaiser, „mit Freuden bemerke ich, daß Du schon sehr früh bemüht bist, meinem einstigen Nachfolger alle Keime der Tugend einzupflanzen, und ich hoffe zu Gott, daß diese Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden."

„Die Erziehung ist fast nur eine Sache der Gewöhnung," antwortete die Kaiserin. „Erst wenn die Kinder schon gut sind und sich an ihre Pflichten so gewöhnt haben, daß sie ihnen zur zweiten Natur geworden sind, kann man ihnen die Gründe für die Nothwendigkeit eines solchen Betragens beibringen. Mein Vater sprach niemals ein Wort über gute Erziehung, aber er that uns beständig vor, was wir nachthun sollten, und da er in seinem Eifer für alles Gute niemals nachließ, so traten wir ganz natürlich in seine Fußstapfen. Wir wären niemals auf den Gedanken gekommen, daß man sich auch anders betragen könne."

Während sie noch miteinander sprachen, öffnete sich die Thüre, und unangemeldet trat der Graf Rüdiger von Starhemberg ein.

Dem Kaiser fielen seine Blässe und Verwirrung auf und er fragte: „Was ist geschehen, Herr Graf? Sie scheinen eine ungewöhnliche Nachricht zu bringen."

Starhemberg warf einen fragenden Blick auf die Kaiserin.

„Zwischen ihr und mir bestehen keine Geheimnisse,"

sprach Leopold; „sprechen Sie nur, wir sind bereit zu hören.“

„Die Nachrichten lauten schlimm,“ antwortete Starhemberg; „Euer Feldherr, Herzog Karl von Lothringen, ist zwischen Petronel und Elond mit der türkischen Reiterei in ein Gefecht gerathen. Der Angriff geschah so plötzlich, daß die Verwirrung unter den Unsrigen allgemein wurde. Das ganze Gepäck ging verloren, und ohne die persönliche Tapferkeit der Offiziere wäre der Herzog zum Gefangenen gemacht worden. Nur mit Mühe ist es ihm gelungen, die Türken zurückzuschlagen. In der Stadt aber herrscht schon die größte Furcht, denn einige Flüchtlinge haben die lügenhafte Nachricht von einer gänzlichen Niederlage ausgesprengt. Der Rauch und die Flammen, welche sich auf dem Wege nach der Hauptstadt zeigen, erfüllen die Gemüther mit noch größerer Angst und scheinen den falschen Bericht zu bestätigen.“

„Die Langsamkeit meiner Behörden rächt sich,“ antwortete der Kaiser; „den Rathschlägen meiner Gattin folgend, hatte ich den Befehl gegeben, schleunig für Aushebung von Truppen und für Herbeischaffung von Proviant zu sorgen, aber die Maßregeln sind nicht genug beschleunigt worden. Wien ist ohne Nahrung und Soldaten, und wenn das Versäumte nicht sogleich nachgeholt wird, dann fällt unsere schöne Residenz den Türken in die Hände. Starhemberg, ich ernenne Sie hiemit zum Commandanten von Wien. Retten Sie, was zu retten ist, und verdienen Sie sich den Dank des Vaterlandes.“

„Majestät,“ antwortete Starhemberg, „die Aufgabe, welche Sie mir stellen, klingt fast wie ein Todesurtheil, aber ich will mich derselben ohne Zögern unterziehen.

Wenn ich dabei, wie wahrscheinlich, zu Grunde gehe, dann werde ich mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht sterben. Lassen Sie mich mein Amt mit der Bitte beginnen, daß der Kaiser und die Kaiserin so schnell als möglich die Stadt verlassen."

Leopold sträubte sich; er wollte mit seinem Volke kämpfen. Die Kaiserin war noch hartnäckiger. „Ich will hier bleiben," sprach sie, „denn wenn die Streiter wissen, daß sie ihre Kaiserin und ihren Kronprinzen zu beschützen haben, dann werden sie mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfen."

„Es geht nicht, Majestät; unsere Besatzung ist so schwach, daß der Schutz nicht hinreicht. Stellen Sie sich vor, was geschehen würde, wenn die kaiserliche Familie in die Gefangenschaft der Türken geriethe! Würde es nicht gleichbedeutend sein mit der Auflösung des Kaiserreiches?"

Trotz seiner eindringlichen Worte hatte er lange zu kämpfen, bis die beiden Majestäten sich der Nothwendigkeit fügten.

Der Kaiser benützte die wenigen Stunden, welche ihm noch blieben, dem Commandanten Starhemberg ein Geheimrathscollegium zur Seite zu geben, welches ihm in der gefahrvollen Lage mit Rath und That zur Hand stehen sollte. Es bestand aus dem Feldzeugmeister Grafen Seslie, dem Landmarschall Grafen Molast, dem Regierungskanzler Grafen Sintzendorf und dem Hofkammerrath Buchler.

Dieses geschah am Morgen des 7. Juli 1683. Die Dienerschaft der Hofburg eilte indessen, um zu verpacken, was der kaiserlichen Familie während ihrer Abwesenheit unumgänglich nothwendig war. Die Aufregung

im Schlosse und in der Stadt wuchs mit jeder Sekunde, und als die Stunde des Mittagessens gekommen war, rührte kaum Jemand einen Bissen an.

Der Kaiser, welcher nichts versäumen wollte, ließ am Nachmittage den Bürgermeister von Liebenberg und den Stadtrichter Schuster kommen und bat sie, die Stadt mannhaft zu vertheidigen; er werde dafür sorgen, daß baldmöglichst Entsatz käme.

Beide gelobten ihm in die Hand, lieber zu sterben, als sich eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen zu lassen.

Gegen acht Uhr Abends standen die Wagen zur Abfahrt bereit. Die Kaiserin, den jungen Prinzen im Arme tragend, stieg in den Wagen. Sie weinte bittere Thränen, denn sie fürchtete, daß ihre Abwesenheit den Muth der Streiter verringern werde. Auch der Kaiser, die kaiserliche Familie und die Hofbedienten stiegen ein.

Viel Volkes hatte sich um die Hofburg versammelt. Herzlich, aber traurig war der Abschied, und als sich die Wagen in Bewegung setzten, flossen den Zurückbleibenden die Thränen. Was konnte auch trauriger für sie sein, als diese Abreise. Mußten sie doch fürchten, daß dem geliebten Herrscherhause draußen noch größere Gefahren drohten, als innerhalb der Mauern Wiens.

Der ganze kaiserliche Hof fuhr über die Donau nach Korneuburg. Hier war schon Alles in der größten Verwirrung, und als die kaiserliche Familie, welche das Mittagmahl versäumt hatte, Abendbrod zu sich nehmen wollte, waren nicht einmal genug Eier aufzutreiben. Aber wo hätte auch die Ruhe und die Ueberlegung herkommen sollen? Mehrten sich doch mit jedem Augenblicke die Anzeichen der Annäherung der Türken. Gegenüber auf dem Kahlenberge stand das Camaldulenserkloster

in hellen Flammen; die Tartaren hatten dasselbe angezündet und gaben der Umgebung von Wien einen Vorgeschmack von dem, was noch kommen sollte.

Die Abreise des Kaisers hatte in der Residenz einen panischen Schrecken hervorgerufen. Aengstliche Gemüther, welche mehr um ihre Habe und um ihr Leben besorgt waren, als um das Wohl der Stadt, wollten sich um jeden Preis in Sicherheit bringen. Die Aengstlichsten steckten nur, was sie an baarem Gelde besaßen, zu sich und eilten über Hals und Kopf von dannen; Andere luden ihr Gut auf Wagen und schlugen auf die Pferde los, bis sie unter der Last und der Mißhandlung erlagen. So fielen sie mitsammt ihrer Habe den Türken in die Hände. Wagen an Wagen fuhren aus der Stadt; in zwei Tagen hatten sechzigtausend Menschen freiwillig Wien verlassen. Andere, die sich aus Armuth nicht mit Proviant versehen konnten, mußten gezwungen auswandern.

Am 8. Juli trat ein Ereigniß ein, welches den Muth der Bewohner wieder hob. Der kaiserliche Feldherr, Herzog Karl von Lothringen, von dem das Gerücht berichtet hatte, sein ganzes Heer sei aufgerieben, zog mit zehntausend Reitern durch die Stadt, verließ dieselbe durch das Schottenthor und lagerte sich in der Taborau, um das über das Marchfeld heranrückende Fußvolk zu erwarten.

Leider waren die Befehle, welche der Kaiser gegeben, nur zum geringsten Theile zur Ausführung gelangt; es fehlten die Pallisaden um die Stadt, es war kein Geld in den Kassen und in den Basteien fehlten die Betten. Die ganze Kriegsmannschaft, welche sich am 7. Juli in der Stadt befand, beschränkte sich auf tausend Mann Stadtgarden vom Regimente Kaiserstein; aber in wenigen

Tagen wurde Unglaubliches geleistet. Alle Welt wurde von Begeisterung ergriffen, und Hoch und Niedrig wetteiferte miteinander, um einen bessern Zustand herbeizuführen. Der Herzog von Lothringen warf vierzehntausend Mann Linientruppen in die Stadt, und die verschiedenen Corporationen und Innungen waren für die Vertheidigung der Stadt plötzlich so entflammt, daß sie aus eigenem Antriebe Regimenter bildeten und den höchsten Patriotismus an den Tag legten. So stieg die Besatzung auf einundzwanzigtausend neunhundertsechzig Mann.

Gegen die Türken war das nur eine geringe Zahl, aber der Muth und die Begeisterung ersetzten Vieles; kam es doch sehr häufig vor, daß Leute, welche früher hohe Stellen im Militär bekleidet hatten, jetzt als gemeine Soldaten eintraten.

Wien war vollständig unvorbereitet gewesen, aber schon nach acht Tagen standen über zweihundert Kanonen auf den Wällen. Jedes Haus mußte einen Mann zur Schanzarbeit stellen, und es schloß sich Niemand aus. Um den Uebrigen mit einem guten Beispiele vorzuleuchten, war der Bürgermeister Liebenberg immer der Erste, welcher einen Schiebkarren mit Erde hinwegführte. Alle Bürger thaten deßgleichen; selbst die Mönche verließen ihre Zellen und arbeiteten wie gemeine Taglöhner an den Festungswerken.

Alles Bau- und Brennholz, welches außerhalb der Stadt lag, wurde hineingeschafft. Wer keinen Brunnen hatte, grub ihn jetzt, damit es nicht an Wasser fehlte. Alle Schindeldächer, welche leicht Feuer fingen, wurden abgerissen. Das vorräthige Pulver wurde in Kirchen und Grüften untergebracht und alle Zugänge, außer den unumgänglich nöthigen vermauert. In den Klöstern der

Dominikaner, Franziskaner, der Jesuiten, am Hof und der Magdalenen-Kapelle waren die Hauptniederlagen.

Auf dem Stephansthurme standen Tag und Nacht zwei Jesuiten, welche unablässig den Feind beobachten mußten, damit jede Bewegung sofort bekannt gemacht werde. Hätten die Behörden vorher einen solchen Eifer an den Tag gelegt, so hätte es besser um die Stadt und die Festung gestanden. In letzter Stunde hatte man auch noch für Lebensmittel gesorgt und einhundertneunundsechzigtausend Eimer Wein in die Stadt geschafft. Im Zeughause wurden zwanzig Hand- und sechs Roßmühlen errichtet, auch im Rathhause stand eine Roßmühle mit zwei Gängen. Der Lebensmittel waren so viele, daß sie für wenig Geld abgegeben werden konnten.

So hatte sich noch in letzter Stunde Alles zum Bessern gewendet, und die Bürgerschaft sah mit einem größern Vertrauen der Belagerung entgegen. Freilich kamen Gerüchte nach Wien, welche neue Besorgniß erwecken konnten, denn die Türken wütheten auf dem Wege wie Kannibalen und blutgierige Meuchelmörder.

III.

Die türkische Macht schien keine große Eile zu haben, nach Wien zu kommen. Kara Mustapha, der Großvezier, welcher sie führte, hatte es vielmehr darauf abgesehen, dem Lande möglichst viel Schaden zuzufügen. Die Reiter streiften nach allen Richtungen in das Land zu beiden Seiten der Donau, und nachdem sie die Städte und Dörfer geplündert hatten, warfen sie den Brand hinein und zerstörten, was hunderte von Jahren mühsam aufgebaut hatten. Nicht weniger als vierzigtausend Menschen wurden aufgegriffen und in die Sklaverei geschleppt.

Auch Petersdorf ging in Flammen auf, aber die Bewohner retteten Hab und Gut, Weib und Kind und flüchteten in die Kirche und den festen Thurm. Hier hielten sie drei Tage die Belagerung aus, und da die Türken ihnen nichts anhaben konnten, so gewährten sie ihnen gegen Erlegung von viertausend Gulden freien Abzug.

Das feierlich gegebene Wort wurde indessen auf eine abscheuliche Weise gebrochen. Die im Thurme und in der Kirche Eingeschlossenen hatten keine Ahnung von den schlechten Absichten der Türken. Voller Vertrauen

legten sie das verlangte Geld auf drei Schüsseln und ordneten sich dann zum Zuge. Voran schritt eine Jungfrau, einen Kranz auf dem Haupte und eine Fahne in der Hand. Die Bürger folgten ihr, aber kaum hatten sie das schützende Asyl verlassen, so wurden sie von den Türken angegriffen und zusammengehauen. Es waren ihrer dreitausend achthundert an der Zahl, welche auf eine so abscheuliche Weise ihr Leben verloren.

Als die Nachricht von dieser beispiellosen Treulosigkeit am kaiserlichen Hofe ankam, befand sich der Bischof von Neustadt bei der Kaiserin. Sie wurde bei dieser Schreckensnachricht tief erschüttert und rief aus: „Herr Bischof, wie wird es meinen lieben Wienern gehen, wenn die Unmenschen die Festung einnehmen? Helfen Sie, helfen Sie; eilen Sie nach Wien und treffen Sie Veranstaltungen, daß sie nicht vom Aergsten betroffen werden."

Graf Leopold Kolonitsch, der Bischof, gehörte zu den hervorragendsten Männern seiner Zeit. Er war früher Malthesér gewesen und hatte sich im Kriege auf Kandia rühmlichst ausgezeichnet. Auch damals waren die Türken die Feinde. Er nahm ihnen mehrere Galeeren, tödtete einzelne Ungläubige im Zweikampfe und eroberte eine Anzahl von Roßschweifen, welche von den Türken schon als Siegeszeichen auf den eroberten Wällen aufgepflanzt worden waren. Nach einem bewegten Leben war er in den geistlichen Stand getreten und Bischof von Neustadt geworden.

Bei den Worten der Kaiserin neigte er sein Haupt und sprach: „Ich bin sehr erfreut, einen Befehl zu bekommen, welcher meinen eigenen Wünschen entspricht. Sofort werde ich nach Wien eilen und mich der Unglücklichen annehmen. Sicher ist dort ein Arm nothwendig,

der sich der Verwundeten annimmt, den Sterbenden Trost spendet, für Lebensmittel sorgt, den Löschanstalten vorsteht, verwundete Weiber, Greise und Kinder in Sicherheit bringt und überall ist, wo außerhalb des Kampfes ernste Hilfe noth thut!"

Die Kaiserin drückte ihm die Hand, und er warf sich sogleich in die bedrohte Stadt. Schon sein bloßes Erscheinen rief großen Jubel hervor, denn man kannte ihn als einen Mann von maßloser Hingebung in allen Gefahren, als einen Priester, welcher lieber in den Tod ging, als einem Wehrlosen ein Haar krümmen ließ. Sogleich übertrug man ihm die Spitäler, die Sorge für die Lebensmittel und ernannte ihn zum Vorsteher der Löschanstalten; außerdem gab man ihm freie Hand, überall, wo es nothwendig war, einzugreifen.

Die Posten, welche auf dem Stephansthurme und auf den Mauern Wiens aufgestellt waren, gewahrten die greulichen Verwüstungen, welche die Türken in der gefühllosesten Weise anrichteten, und mit Schrecken sahen sie und die Einwohner dem Tage entgegen, an welchem sie sich der Stadt Wien nähern würden.

In noch größerer Noth aber befanden sich die Bewohner der Vorstädte, denn sie waren auf alle Fälle verloren. Wurden dieselben von den Türken eingenommen, so war an ihrem Schicksale nicht zu zweifeln, aber es stand noch viel Bitteres in Aussicht: Als sich die Türken immer mehr der Stadt näherten, berief Starhemberg das Geheimrathskollegium zusammen und legte ihm die Frage vor, ob die Vorstädte nicht eine Gefahr für die Stadt und Festung seien. Einstimmig wurde ihm die Antwort, daß dieses allerdings der Fall sei, denn die Türken würden aus denselben eine Gegenfestung machen

und der Stadt viel Schaden zufügen. Mit schwerem Herzen kam man deßhalb überein, die Vorstädte von der Erde zu vertilgen.

Sogleich wurde den Bewohnern die nothwendige Maßregel verkündigt, damit sie ihr Hab und Gut frühzeitig genug in Sicherheit bringen könnten. Man stellte ihnen frei, in die Stadt zu ziehen oder sich in einer andern Gegend niederzulassen. Die meisten zogen es vor, alle Leiden und Gefahren mit ihren Brüdern zu theilen, und schleppten ihr Hab und Gut in die Stadt, wo man ihnen bereitwillig Wohnungen einräumte. Durch die Flucht der Aengstlichen waren deren so viele leer geworden, daß es nicht an Raum gebrach.

Am 13. Juli erschienen einige türkische Reiter an den Vorstädten; da gab Starhemberg den Befehl, daß sofort Feuer in die Häuser gelegt wurde. Die Soldaten liefen mit brennenden Lunten durch die Straßen und zündeten allenthalben die Wohnungen an. Männer und Frauen, welche so lange glücklich und zufrieden in ihrem Eigenthume gewohnt hatten, sahen jetzt ihr liebes Heim von den Flammen gefressen. Die Thränen perlten ihnen aus den Augen, aber sie klagten nicht, denn sie wußten, daß es nicht anders ging.

Die Roßau, die Alsergasse, St. Ulrich, Spittelberg die Leimgrube und Windmühle, Gumpendorf, die Wieden, der Rennweg, die Landstraße und der Erdberg loderten in lichten Flammen auf. Es war ein grausiges Schauspiel, welches weit und breit im Lande gesehen wurde und allenthalben Mitleid und Thränen hervorrief.

Zum Unglücke entstand noch ein gewaltiger Sturm, welcher die Flammen gegen die Stadt trieb; es war zu befürchten, daß sie gänzlich eingeäschert wurde. Da flog

der Bischof mit seinen Löschmannschaften herbei, Starhemberg schickte ebenfalls Hilfe, und den vereinten Anstrengungen der Bürger und Soldaten gelang es, die Gefahr abzuwenden.

Neun Tage nach diesem schrecklichen Brande morgens in der Frühe meldeten die ausgestellten Posten, daß sich der Feind in großen Heeresmassen der Hauptstadt nähere. Bürger und Soldaten stiegen auf die Mauern, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Sie sahen die ungeheuern Schaaren der Reiter und Fußgänger, die mit Keckheit und Zuversicht immer näher rückten.

Bei St. Ulrich wurde zwischen den Trümmern der Vorstadt Halt gemacht. Sogleich begann man, das Zelt des Großveziers Kara Mustapha aufzuschlagen. Es war so groß wie ein Haus und zeichnete sich vor den fünfundzwanzigtausend andern Zelten, die sich rings um dasselbe erhoben, vortheilhaft aus. Zweihunderttausend Türken lagen nun vor Wien, und die Belagerung begann.

Das Feuer hatte hin und wieder ein Gebäude in den Vorstädten verschont; die Türken aber machten die Verwüstung vollständig und geberdeten sich, als ob sie die Stadt Wien schon in ihrem Besitze hätten.

Wenige Tage, nachdem der Erbfeind der Christenheit sich vor der Stadt gelagert hatte, wurde ein Schreiben in die Stadt geschossen. Die Soldaten, welche es fanden, brachten es sogleich zu Starhemberg. Es war in lateinischer Sprache geschrieben und enthielt die Aufforderung, die Stadt Wien zu übergeben oder der größten Strafen und Drangsale gewärtig zu sein.

Starhemberg würdigte dasselbe keiner Antwort, und ebenso verfuhr er, als eine zweite Aufforderung in die Stadt geschleudert wurde.

Kolonitsch, der Bischof, stand eben am Fenster seines Gemaches, als er ein Feuerbündel gewahrte, welches von der Roßau kam und in die Stadt flog. Bei dem starken Winde konnte das sehr gefährlich werden; deßhalb verließ er sogleich seine Wohnung und folgte der Richtung des Feuers. Fast in demselben Augenblicke brannte der Schottenhof; die Flamme übertrug sich auf den Traun'schen, den Auersperg'schen und den Palf'schen Palast, welche auch in kurzer Zeit niederbrannten.

Der Bischof Kolonitsch rief zwar sofort seine Löschmannschaften zusammen und scheute weder Mühe, noch Gefahren, um die Paläste zu retten, aber der Wind war zu stark, sie brannten bis auf den Grund nieder.

In der Nähe lag das Haus zu den drei Hacken, über welches schon die Flammen hinzüngelten; das aber war nicht weit vom Zeughause, in welchem noch viel Pulver lagerte. Wenn dasselbe von den Flammen erreicht wurde, dann konnte ein unberechenbares Unglück entstehen. Kolonitsch war deßhalb darauf bedacht, dasselbe abzuwenden und beorderte einige herzhafte Männer, hier das Löschungswerk in die Hand zu nehmen.

Graf Guido Starhemberg, der sechsundzwanzigjährige Neffe des Commandanten und der Lieutenant Lempert begaben sich sofort in die Räume, wo das Pulver lagerte und begossen die Fässer unaufhörlich mit Wasser. Das war eine That des größten Heldenmuthes, denn der hölzerne Gang des Zeughauses, welcher nur vierzig Schritte vom Pulver entfernt war, stand schon in lichten Flammen.

Um dem Feuer die Nahrung zu entziehen, ließen der Bürgermeister Liebenberg und der Oberkämmerer Foky den brennenden Gang einreißen. Der junge Starhemberg aber holte Taglöhner und Maurer herbei, um

die Fenster, welche zur Pulverkammer führten, zu vermauern. Da die Rahmen schon in hellen Flammen standen, so weigerten sich die Leute, denn jeden Augenblick konnte eine Explosion entstehen, welche sie in den Trümmern des brennenden Zeughauses begrub. Diese aber sollte verhindert werden, weil sie unsägliches Elend über Wien brachte.

Während die Umwohner und die Neugierigen mit Entsetzen flohen, zog der junge Starhemberg sein Schwert, nöthigte die Arbeiter an die Flamme und drohte Jeden, der sich seinen Anordnungen nicht füge, niederzustechen.

Da der Tod des Schwertes noch näher war, als der Tod durch die Explosion, so fügten sie sich, rissen die brennenden Fensterrahmen aus der Mauer und beeilten sich, die Oeffnungen fest zu vermauern. Durch die Energie des jungen Offizieres wurde auf diese Weise das Auffliegen von achtzehnhundert Tonnen Pulvers verhütet und grenzenloses Elend verhindert.

Das Volk, welches bei solchen Unglücksfällen fast immer an Verrath denkt, glaubte, das Feuer sei von böswilliger Hand angelegt und kühlte seine Wuth an verschiedenen Personen, die unter ihren Händen das Leben lassen mußten.

Die Stadt Wien war nun bald ganz von den Türken eingeschlossen. Von den Thürmen und den Mauern sah man bis in weite Fernen nur Türken, so wie asiatische und ägyptische Kriegsschaaren mit ihren seltsamen orientalischen Waffen und Kleidungen.

Begreiflicher Weise herrschte bei diesem Anblicke große Bestürzung, denn das Heer der Türken war dem der Christen bei Weitem überlegen, aber Starhemberg's zuversichtliches Auftreten und seine unermüdliche Thätig-

keit erfüllten nach und nach alle Herzen mit großem Vertrauen und an die Stelle der Zaghaftigkeit trat eine Begeisterung, welche alle Schichten der Gesellschaft durchdrang.

Die Türken schickten sich unterdessen an, Bomben in die Stadt zu werfen. Die erste schlug in die Michaelskirche, verursachte aber keinen Schaden und wurde wie durch ein Wunder von einem dreijährigen Knaben gelöscht. Die zweite flog in's Zeughaus und regte natürlich große Befürchtungen an, aber zur unaussprechlichen Freude Aller erstickte sie im Sande. Die dritte fiel gerade in einen Mörser der Burgbastei. Endlich zersprang eine derselben auf dem Graben, ohne indessen Verwüstungen anzurichten. Die Stücke wurden aufgelesen und der Geistlichkeit überbracht. Nachdem dieselben geweiht worden waren, schoß man sie in das türkische Lager zurück.

Die Türken hatten eine solche Menge von Geschützen bei sich, daß sie die Stadt Wien in tausend Stücke hätten schießen können, aber entweder taugten die Kanonen nicht viel oder die Mannschaft verstand sich nicht auf die Bedienung der Geschütze; obschon sie zahlreiche Kugeln in die Stadt schickten, so richteten dieselben doch nicht viel aus; die Feinde verlegten sich deßhalb mehr auf den Minenkrieg.

Starhemberg beorderte den größten Theil der Vertheidiger an die Mauern, denn auf allen Seiten gruben sich die Türken in die Erde, näherten sich unterirdisch den Festungswerken und suchten dieselben durch Pulver zu sprengen. So oft er konnte, stieg Starhemberg auf den Stephansthurm, wo er jede Bewegung des Feindes beobachten und deutlich sehen konnte, wo sie sich in die

Erde gruben. Durch Zeichen verständigte er von oben herab seine Mannschaften und gab ihnen zu verstehen, wo sie am aufmerksamsten Wache halten und zur Vertheidigung bereit sein mußten.

Konnte er selbst nicht oben sein, so versahen vertraute Leute den Posten und machten von jedem Vorfalle sogleich Meldung.

Waren die Türken mit ihrer unterirdischen Arbeit bis an oder unter die Mauern der Festung gekommen, dann füllten sie ein großes Loch mit Pulver, legten eine Zündschnur daran und zogen sich zurück. Wenn sie weit genug entfernt waren, wurde die Zündschnur angezündet und brannte langsam bis zu dem Pulver. Sobald dasselbe erreicht war, flogen die Mauern in die Luft und es entstand eine große Bresche. Mit lautem Geschrei stürmten große Schaaren in dieselbe hinein, um durch die Oeffnung in die Stadt zu gelangen, aber die Wiener waren auf ihrem Platze, und schlugen sich mit einer Begeisterung gegen die Türken, daß sie weichen mußten.

Während die Kugeln herüber und hinüber flogen, traten die Arbeiter in die Bresche und füllten dieselbe unter Todesverachtung mit Steinen aus.

Gewöhnlich trat dann ein paar Tage Ruhe ein, bis an einer andern Stelle wieder eine Mine aufflog und die Türken von Neuem Sturm liefen. Die Besatzung schickte sie regelmäßig mit blutigen Köpfen zurück, aber kaum hatten sie an der einen Stelle den Sieg errungen, so flogen in einer andern Gegend wieder Minen auf, das Sturmlaufen und Abwehren nahm in diesen Tagen kein Ende.

Eine kleine Anzahl von Soldaten lag in einem Außenwerke, welches nicht bedroht schien. Starhemberg

hatte deßhalb die meisten von ihnen nach einem bedrohten Punkte beordert und nur eine Wache zurückgelassen. In ihrer Einsamkeit vertrieben sie sich die Zeit mit Erzählungen von den Grausamkeiten der Türken.

Da die Universität geschlossen war und Professoren und Studenten den Soldatenrock angezogen hatten, so geschah es zuweilen, daß die Studenten ihrem Regimente entnommen und wegen ihrer höhern Bildung den übrigen Vertheidigern als Offiziere vorgesetzt wurden. Ein solcher Studentensoldat war auch in dem Außenwerke, von dem wir eben reden. Da er früher schon einen Krieg gegen die Türken mitgemacht hatte, so wußte er viel zu berichten. Die Soldaten hörten ihm mit offenem Munde zu, und als er geendigt hatte, meinten sie, wenn die Türken wirklich so schlimm seien, dann thäte man am besten, sich heimlich auf die Flucht zu machen.

„Schämt euch," sprach der Student; „ein braver Deutscher verläßt niemals seine Fahne. Die Flucht würde euch aber schlecht bekommen. Wenn es euch gelänge, durch die deutschen Wachen zu kommen, so wäre euch damit noch wenig geholfen. Die Türken sind keine Leute, welche mit sich reden lassen; sie würden nichts Eiligeres zu thun haben, als euch in Stücke zu schneiden oder euch mit den ausgesuchtesten Martern zu Tode zu bringen. Ich könnte euch in dieser Hinsicht Dinge erzählen, über die euch die Haut schaudern würde."

Der Stoff der Unterhaltung ging allmälich zu Ende; es war bereits Mitternacht, und bei den meisten meldete sich der Schlaf. Der Student stellte die Wachen aus und befahl den Uebrigen, sich zur Ruhe zu begeben; er selbst legte sich ebenfalls hin, aber er konnte nicht schlafen, denn sowohl von den Festungswerken der Stadt,

als auch aus dem Lager der Türken erdröhnten fortwährend Kanonenschläge, und zuweilen hörte man dumpfes Geschrei.

Dieser Lärm hatte etwas sehr Unheimliches an sich, und es gehörte eine feste Soldatennatur dazu, um in demselben schlafen zu können; auch dem Studenten wurde es schwer, aber er hatte vom frühen Morgen bis zu dieser Stunde mit schweren Schanzarbeiten zugebracht und war sehr ermüdet. Eine Zeitlang dachte er an seine Mutter, welche Hofdame bei der Kaiserin war. Sie hatte ihm geschrieben: „Wenn es der Dienst erlaubt, so sieh' von Zeit zu Zeit in unserm Hause nach. Im Keller habe ich unser Geld und unsere Kostbarkeiten vergraben, und ich fürchte, daß sie allzu schlecht versteckt sind. Wenn es Dir möglich ist, dann bringe sie an einen sicherern Ort, denn sie sind unser ganzer Reichthum, und wenn wir dieselben verlieren, so sind wir so arm, daß Du nicht einmal Deine Studien fortsetzen kannst."

Dieser Brief lag ihm fortwährend im Sinne und er malte sich die unglückliche Lage aus, in welcher er und seine Mutter sich befinden würden, wenn die Türken an jener Stelle eindrängen. Auch im Traume beschäftigte ihn diese Furcht noch; endlich aber schlief er doch ein.

Die beiden Schildwachen befanden sich vor dem Außenwerke und gingen schweigend auf und ab. Einer von den Beiden stand plötzlich stille, denn er glaubte, ein Geräusch vernommen zu haben. Er lauschte mit vorgehaltenem Kopfe, aber das Geräusch verstummte und er dachte, er würde sich geirrt haben. Da er aber dasselbe Geräusch jetzt zum zweitenmale vernahm, so stieg er leise auf die Mauer und legte sich platt auf das Rasendach, so daß er von unten nicht gesehen werden

konnte, selbst aber sehr gut zu beobachten im Stande war, was außerhalb vorging. Es war zwar kein voller Mondschein, aber doch hell genug, um zu sehen, wenn sich ein Mensch nähern sollte.

Sein Auge in die Nacht bohrend schaute er über den Graben, welcher dem Werke zum Schutze diente, aber wie er sich auch anstrengen mochte, er gewahrte Niemanden. Schon glaubte er, sein Ohr habe ihn getäuscht, und er erhob sich, um seine Wanderung wieder aufzunehmen. Da ertönte das Geräusch stärker; er konnte sich nicht mehr irren, es kam aus dem Boden. Stoß auf Stoß erfolgte jetzt, dann wurde es stille.

„Es ist wahrhaftig nicht geheuer hier," murmelte er, sprang von der Mauer herab und eilte in die Kasematte, um den Studenten zu wecken. Derselbe lag im tiefsten Schlafe, aber als der Soldat ihn rüttelte, sprang er sofort auf die Beine und fragte, was sich begäbe.

„Ich glaube, daß man unter unsern Füßen eine Mine legt," gab der Soldat zur Antwort.

Der Student warf sich auf den Boden und lauschte, aber rasch war er wieder auf den Beinen und rief mit lauter Stimme: „Hinaus in's Freie, hinaus, hinaus!"

Die Schläfer fuhren jäh in die Höhe und griffen nach ihren Waffen.

„Rasch in den dicken Thurm!" sprach der Student und eilte den Soldaten voran in einen etwa zwanzig Schritt entfernten Thurm, in welchem wegen der ungeheuren Mauerdicke nichts zu befürchten war.

Der Student sandte einen der Soldaten an den Commandanten Starhemberg ab und ließ ihn bitten, sogleich Mannschaften zu Hülfe zu schicken, da hier eine Mine gelegt sei. Kaum hatte sich derselbe im Lauf-

schritte entfernt, als die Explosion ausbrach. Mit einem furchtbaren Knalle flog die Kasematte in die Höhe, und mit großem Gepolter stürzten Steine, Gebälk und Mauermassen nieder. Vier Soldaten, welche dem Befehle nicht schnell genug Folge geleistet hatten, wurden mit in die Höhe genommen. Einer wurde auf die Burgbastei geschleudert, kam aber unverletzt zur Erde, die andern waren senkrecht in die Luft gefahren und kamen ebenfalls unverwundet an ihren Platz zurück.

Sobald sich der Rauch und der Staub verzogen hatten, zeigte es sich, wie groß die Gefahr war. Der Graben wimmelte von Türken, welche mit betäubendem Geschrei gegen die Bresche rückten.

„Soldaten," rief der Student, „es sind unser nur wenige, aber mag es uns immerhin das Leben kosten, wir müssen den Feind so lange zurückhalten, bis Hülfe kommt!"

Mit dem Rufe: „Gott, die heilige Jungfrau und der Kaiser" stürzte er vorwärts und hieb mit seinem Schwerte in die Stürmenden. Jeder Schlag mähte einen Türken nieder, sein Degen funkelte und glitzerte im Mondenscheine wie ein niederzuckender Blitz. Das gab den Soldaten Muth; sie wollten den braven Offizier nicht allein mit dem Feinde lassen und stürmten nun ebenfalls auf denselben ein.

Mit einem wahren Löwenmuthe schlugen sie darauf los, und es häuften sich vor der Bresche die Türkenleiber so sehr, daß sie einen Wall bildeten. Schon begannen sie zurückzuweichen, da traf ein aus dem Hintergrunde geschossener Pfeil den Studenten in ein Auge, und er stürzte rücklings zu Boden.

Die Türken erhoben ein lautes Jubelgeschrei und

drangen über ihre Todten in die Bresche. Da kam die erbetene Hülfe. Mit Trommelschlag rückte ein Bataillon Fußgänger heran. Die Türken wurden aus der Bresche in den Graben gestoßen und bis auf den letzten Mann vernichtet.

Als der Morgen anbrach, konnte man die Haufen von Leichen sehen, die den Graben bedeckten. Die Bresche aber wurde schnell wieder geschlossen.

Der arme Student war fast der einzige Verwundete dieser Nacht, aber er klagte und jammerte nicht, sondern war ganz zufrieden damit, daß er für seinen Kaiser Wunden davon getragen hatte.

Als Starhemberg von seinem Muthe und seiner Tapferkeit hörte, ließ er ihn in sein Haus schaffen, wo nur Verwundete von höherem Range lagen. Er selbst kam an sein Lager und spendete ihm Lob, schickte ihm auch die besten Aerzte. Der Bischof Kolonitsch aber besuchte ihn täglich mehreremale und tröstete ihn in seinen Schmerzen.

„Das Auge ist hin," sprach der Leidende, „aber dem Herrn sei Dank, ich habe noch eines behalten, und mit diesem und meinen Armen will ich dem Kaiser dienen, so lange noch Athem in mir ist."

Solche Beispiele von Heldenmuth waren damals nicht selten; die Soldaten von Beruf und die Bürger, welche nur für die Zeit der Belagerung die Muskete trugen, wetteiferten miteinander in tapfern Thaten, und es war schwer zu sagen, welchen von beiden die Palme zukam. Graf Starhemberg aber gab auch Allen ein anfeuerndes Beispiel; er gönnte sich nicht Rast, noch Ruhe, sondern war allenthalben, wo seine Gegenwart noth that. Dreimal des Tages und einmal in der Nacht besichtigte

er die Stadt, die Wälle und die Minen und war stets dabei, wenn die Türken einen Angriff unternahmen. Die Zeit, welche ihm bei der Vertheidigung der Stadt noch übrig blieb, brachte er auf dem Stephansthurme zu, damit ihm keine Bewegung des Feindes entging.

Die Bürger setzten ein unbegrenztes Vertrauen in ihn, denn sie wußten, daß er der Sache des Kaisers ohne Rückhalt diente. Wenn er Dienste, Geld oder Nahrungsmittel begehrte, so zog sich Keiner zurück. Wer etwas leisten konnte, that es mit Freuden. Selbst Kranke und Schwache wurden durch sein Benehmen so begeistert, daß sie fast mit Gewalt vom Kampfe zurückgehalten werden mußten.

Wie klagten und jammerten sie aber auch, als ihm einmal ein Unfall passirte. Eine türkische Kugel fiel auf ein Schilderhaus, in dessen Nähe er stand, und zerschmetterte es. Ein Stein davon fuhr durch die Luft und traf ihn an den Kopf. Hart beschädigt wurde er in sein Haus gebracht und unterwarf sich der Behandlung des Arztes.

Wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, wurde die Gefahr übertrieben, und in der Stadt hieß es, es sei Gefahr für sein Leben vorhanden. Da belagerten Tausende sein Haus, und es trat eine allgemeine Muthlosigkeit ein, so daß der Feind leichteres Spiel gehabt hätte, wenn ihm die Krankheit des Commandirenden zu Ohren gekommen wäre.

„Ich habe nicht Zeit, krank zu sein," sprach er zum Arzte; „machen Sie rasch, daß ich wieder zu meinen Leuten komme."

Die Wunden waren am dritten Tage eher schlimmer, als besser geworden, aber es hielt ihn nicht länger auf

dem Lager. Trotz aller Bitten und Warnungen verließ er sein Haus, stieg zu Pferde und trat seinen gewöhnlichen Rundritt an. Grenzenlos war der Jubel der Bürger und Soldaten. Sie stießen so lautes Freudengeschrei aus, daß die Türken an einen allgemeinen Ausfall glaubten und auf ihrer Hut waren.

Er war aber auch unerbittlich strenge gegen Alle, welche ihre Pflicht nicht erfüllten oder dieselbe verletzten. Rang und Stand, Alter und Geschlecht machten in dieser Hinsicht in seinen Augen keinen Unterschied.

An dem Tage, wo er zu seinen Truppen zurückkehrte, hatte man an einer Stelle einen Ausfall gegen die Türken gemacht. Eben kamen die Truppen siegreich zurück und führten zwei weinende Knaben zwischen sich. Der eine mochte zehn, der andere fünfzehn Jahre zählen.

Nachdem Starhemberg den Bericht des commandirenden Offiziers angehört und Soldaten und Führer belobt hatte, fragte er, welche Bewandtniß es mit den Knaben habe.

„Herr," antwortete der Offizier, „sie haben den Türken als Führer gedient."

Starhemberg's Auge funkelte vor Zorn. „Wie kommt ihr zu einem solchen Verrathe?" fuhr er sie an.

Die Knaben fielen auf die Kniee und streckten flehend die Arme zu ihm empor. Der ältere nahm das Wort und sprach: „Wir wohnen im nächsten Dorfe. Dort wurden wir von den Türken ergriffen und gezwungen, ihnen den Weg zu zeigen."

„Pfui über euch," antwortete Starhemberg. „Obschon ihr noch jung seid, so mußtet ihr doch wissen, daß man lieber stirbt, als dem Feinde Vorschub leistet. Die Sache ist gut abgelaufen, aber nicht durch euch,

sondern durch die Wachsamkeit meiner Soldaten. Wäre es den Türken gelungen, auf heimlichen Wegen in die Stadt zu dringen, so lägen jetzt vielleicht Tausende von Bürgern in ihrem Blute und die Stadt wäre in den Händen des Feindes. Ihr seid keine ächten Söhne des Vaterlandes und würdet es niemals werden; denn wer jung so gröblich seine Pflicht verletzt, wird es auch im Alter thun."

Einige Offiziere glaubten ihrer Jugend wegen Fürbitte für sie leisten zu müssen, aber er wies sie scharf ab und sagte, daß sie als Verräther sterben müßten; wolle er Gnade üben, so würden sie bald Nachfolger finden, und die Gefahr sei zu groß, um Anderen noch Aufmunterung zu geben.

Von allen Seiten liefen die Bürger zusammen, um die Uebelthäter zu sehen. Ihre Jugend flößte ihnen Mitleid ein und sie hoben bittend die Hände auf; aber Starhemberg verwies es ihnen und ließ sie ohne Gnade und Barmherzigkeit zum Tode führen und mit dem Schwerte enthaupten.

Um dieselbige Zeit, als er Nachts seinen Rundritt machte, um die Wachen und die Wälle zu visitiren, kam er an die Loibelbastion und sah, daß sich dort die Türken eingegraben hatten, ohne von dem wachthabenden Lieutenant gestört worden zu sein. Starhemberg gerieth bei diesem Anblicke in großen Zorn. Sogleich ließ er den Pflichtvergessenen vor sich kommen und machte ihm heftige Vorwürfe, dann aber ließ er ihm die Wahl, sofort an den Galgen gehenkt zu werden oder mit vierundzwanzig Mann einen Ausfall zu machen und die Arbeiten der Türken zu zerstören.

Der niedergeschmetterte Lieutenant wählte das Letztere,

und je sträflicher seine Pflichtvergessenheit gewesen war, um so tapferer schlug er jetzt auf die Türken los, bis sie Fersengeld gaben.

So verfuhr er auch gegen die Hauptleute, welche nicht augenblicklich vordrangen. Sie kamen vor ein Kriegsgericht, und wenn sie nicht vollgültige Gründe für ihr Zaudern vorbringen konnten, so wurden sie erschossen.

Eine solche Strenge mag auf den ersten Augenblick hart erscheinen, aber sie ist beim Militär nicht zu umgehen; dort muß eine eiserne Disciplin herrschen, da sonst keine Ordnung und noch weniger ein Sieg möglich wäre. In einer Stadt aber, welche von einem großen Heere eingeschlossen ist und nur eine kleine Besatzung hat, ist dieses noch unerläßlicher. Bei einer lockern Handhabung der Disciplin würde Jeder auf seine Faust handeln und die Unordnung steigern helfen. Der Sieg des Feindes wäre dann die unausbleibliche Folge.

Starhemberg's unerbittliche Strenge trug die schönsten Früchte. Waren die Bürger schon früher voll Begeisterung, so steigerte sich dieselbe noch, als sie sahen, daß auch die weniger gut gesinnten Elemente sich fügen und unterordnen mußten. Sie wußten jetzt, daß der Wille ihres Commandanten nicht durchkreuzt werden konnte.

Die Lage war nichts desto weniger eine mißliche, denn die Garnison war gegen die Mannschaft des Feindes nur unbedeutend, und ihre Kräfte, die täglich zum Uebermaße, ja bis zur Unerträglichkeit angespannt wurden, mußten unterliegen, wenn ihnen nicht von Außen Hülfe kam. Der Herzog von Lothringen hatte zwar ein ansehnliches Heer bei sich; aber er lag draußen und die Türken hielten ihn von der Verbindung mit der Stadt

abgeschnitten. Man konnte ihm von dem Zustande in der Stadt keine Nachrichten zukommen lassen, und es war an eine Annäherung nicht zu denken, wenn nicht vorher die Türken auf's Haupt geschlagen waren. Starhemberg dachte deßhalb unaufhörlich darüber nach, wie er mit dem Herzoge in Verbindung treten und ihn von der Nothwendigkeit einer Truppenverstärkung benachrichtigen könnte.

IV.

Starhemberg, welcher sich allzu muthig jeder Gefahr aussetzte, war am Arme verwundet worden und konnte nicht zu Pferde steigen, weil es ihm nicht möglich war, die Zügel zu regieren. Gerade um diese Zeit aber war seine Anwesenheit am nothwendigsten, denn die Türken ließen Mine auf Mine springen. Bald entstand hier, bald dort eine Bresche in der Mauer, so daß die Mannschaft kaum hinreichte, die Anfälle abzuschlagen. Es bedurfte bei Tag und Nacht einer ungetheilten Aufmerksamkeit und eines unerschütterlichen Muthes.

Da ließ er sich auf den Wall tragen und leitete überall die Vertheidigung. Die Türken, welche ihn nicht mehr zu Pferde, sondern in einer Sänfte sahen, jubelten laut auf und vermehrten ihre Anfälle. Starhemberg hielt trotz der größten Schmerzen aus, und erst als es nicht mehr möglich war, ließ er sich nach Hause bringen.

Sein Bett stand neben dem des Studenten und sie unterhielten sich über die Lage der Stadt.

„Die Soldaten und die Bürger thun ihre volle Schuldigkeit," sagte er, „aber unsere Zahl ist geringe, und wenn der Herzog von Lothringen nicht bald Ersatz bringt, so fürchte ich das Schlimmste. Unsere Vorräthe

nehmen mit jedem Tage ab, und wenn der Hunger zu wüthen anfängt, dann vergißt der Mensch leicht seine Pflicht."

„Herr Graf," antwortete der Student, „augenblicklich bin ich zum Dienste untauglich, aber zu einer Botschaft könnte ich noch verwendet werden. Schicken Sie mich zum Herzoge und ich will ihm unsere Noth schildern."

„Dein Zustand erlaubt es nicht und Du darfst Dir nicht verhehlen, daß Du Dich in eine Gefahr begiebst, die Deinen Tod zur Folge haben kann."

„Ich weiß es, Herr Graf, aber ob ich auf den Wällen von Wien oder im Lager der Türken sterbe, das wird wohl auf eins herauskommen. Lassen Sie mich der Stadt diesen Dienst erweisen!"

„Ich nehme Dein Anerbieten an. Du kennst die Umgebung von Wien so genau, daß es Dir nicht so schwer fallen wird, Dich durch den Feind zu winden, als einem Fremden. Es genügt, daß Du den Herzog von unserer Noth unterrichtest. Sage ihm, er solle mir gleich Botschaft zukommen lassen; Du aber wirst Deinen Weg weiter fortsetzen und auch den Kaiser von unserer Lage unterrichten."

Der Student erhob sich von seinem Lager und begab sich in sein Wohnhaus, überlegend, wie er seine Rolle durchführen könne. Lange schwankte er zwischen Diesem und Jenem, endlich fiel er auf einen Gedanken, der ihm nach seiner Ansicht sicher zum Ziele verhelfen mußte.

Am ersten Tage der Belagerung hatte Starhemberg alle Türken, welche sich in Wien aufhielten, in sicheres Gewahrsam bringen lassen, damit sie keinen Verrath üben konnten. Unter diesen befand sich auch ein junger Mann

aus Constantinopel, welcher sein Mitschüler auf der Universität gewesen war. Im Laufe der Zeit hatte sich eine enge Freundschaft zwischen ihnen entsponnen, so daß sie im Hause seiner Mutter dasselbe Zimmer bewohnten und gemeinsam ihren Studien oblagen. An der Wand hingen noch seine bessern Kleider und in einer Tasche befanden sich die sämmtlichen Legitimationspapiere, die er von Constantinopel mitgebracht hatte. Das mußte ihm freie Passage durch das Lager verschaffen.

Frohgemuth begab er sich in den Keller und suchte nach den Schätzen seiner Mutter. Er fand dieselben so gut aufgehoben, daß ein weiteres Versteck nicht nothwendig war, aber er trug dennoch einen Haufen Reisbündel darauf.

Als er damit fertig war, stieg er wieder hinauf, zog über seine Kleider den türkischen Anzug mit den Legitimationspapieren und kehrte zum Grafen Starhemberg zurück.

„Herr Graf," sprach er, „ich spreche das Türkische so geläufig, wie das Deutsche, und es wird mir nicht schwer fallen, meine Rolle durchzuführen."

„Wenn Du es fertig bringst, Gregorowits, so verspreche ich Dir die erste Compagnie, welche erledigt wird," antwortete der Commandant. „Nimm dieses Schreiben und stelle es dem Herzoge zu, dann aber begieb Dich sofort zum kaiserlichen Hoflager und kehre nicht zurück, bis Dein Auge geheilt ist."

„Und wie soll ich Kunde geben von meiner glücklichen Ueberkunft?"

„Wenn Du jenseits der Donau angekommen bist, dann zünde auf dem Bisamberge ein großes Feuer an."

Gregorowits steckte den Brief in seine Strümpfe

und sprach: „Nun stoßt mich da hinaus, wo ich von den Türken gesehen werden muß.“

Sie führten ihn an ein Ausfallspförtchen, wo der Feind eben Miene machte, sich einzugraben. Starhemberg, der sich trotz seiner Krankheit vom Lager erhoben hatte, gab ihm noch Verhaltungsmaßregeln und ließ dann das Pförtchen öffnen. Die Soldaten gaben ihm einen Stoß und er flog den Türken entgegen.

Diese waren natürlich sehr verwundert, einen Landsmann aus der feindlichen Stadt kommen zu sehen; sie umringten ihn, zogen ihn aus dem Bereiche der feindlichen Kugeln und fragten ihn, wer er sei und wie er in die Stadt komme.

Gregorowits war sonst ein durchaus ehrliebender Mann und jede Lüge lag ihm fern, aber zum Heile seiner Vaterstadt glaubte er, einmal eine Unwahrheit sagen zu dürfen. Wir überlassen es dem Leser, sich hierüber sein Urtheil zu bilden.

„Meine Freunde,“ gab er in türkischer Sprache zur Antwort, „ich habe mich in Wien an der Universität aufgehalten, um meinem Vaterlande durch die Wissenschaft zu dienen; durch den Ausbruch des Krieges wurde ich ein Gefangener und man hat mich gezwungen, auf den Mauern und in den Breschen gegen euch zu kämpfen. So verlor ich mein Auge, und da ich ihnen nichts mehr nützen kann, so stießen sie mich aus der Stadt. Führt mich nun zu dem Großvezier, denn ich will mir die Erlaubniß erwirken, heimzukehren und mein Auge heilen zu lassen.“

Sie glaubten seinen Worten und geleiteten ihn zu dem großen Zelte des Kara Mustapha.

„Großmächtigster Herr,“ sprach Gregorowits, „ich

bin ein Student, welcher in Wien den Wissenschaften oblag. Der Ausbruch des Krieges hat mir ein Auge gekostet. Erlaube, daß ich heimziehe und es heilen lasse; dann aber will ich zurückkehren und in Deinen Reihen für den Halbmond kämpfen."

Kara Mustapha ließ sich Alles umständlich erzählen und sah die Legitimationspapiere durch. Er war keinen Augenblick im Zweifel, daß er die volle Wahrheit rede. Einen Passirschein vom Tische nehmend und ihm denselben überreichend, sprach er: „Ziehe im Frieden, mein Sohn, und wenn Du geheilt bist, dann kehre in's Lager zurück und theile den Ruhm unserer Waffen."

Gregorowits nahm den Schein und wanderte mitten durch das Lager. Oft wurde er angehalten, aber der Schein verschaffte ihm überall freie Passage.

Sobald er das Lager hinter sich hatte und an die Donau gekommen war, kleidete er sich um, packte die türkischen Kleider in ein Bündel und wartete im Gehölze den Abend ab. Ein Fährmann, der ihn kannte, setzte ihn mit einem Boote auf die andere Seite der Donau, dann eilte er zum Bisamberge und vertraute sich einigen Bauern an. Diese stiegen mit ihm auf die Spitze des Berges, sammelten eine Menge dürren Holzes, stapelten es zu einem hohen Haufen aufeinander und zündeten es an.

Es war eine dunkle, warme Augustnacht. Millionen von Sternen leuchteten so friedlich am Himmel, als wenn kein Krieg auf Erden sei. Plötzlich loderten die Flammen empor und erleuchteten weit umher die Gegend. Die Türken im Lager vor Wien sahen wohl die Flammen, aber sie hatten keine Ahnung von der Bedeutung derselben, am wenigsten aber, daß sie ein Zeichen für die

Belagerten seien und daß sie einem Verräther durch ihre Reihen geholfen hatten.

Starhemberg stand an seiner gewöhnlichen Stelle auf dem Stephansthurme. Schon lange war sein Auge nach dem Bisamberge gerichtet, der sich in der Ferne am Nachthimmel wie eine dunkle Wolke abzeichnete. Sein Herz wurde von Zweifeln bewegt, ob der kühne Jüngling sein Ziel erreicht habe oder ob er unter den Krummsäbeln der Türken gefallen sei. Mit jeder Sekunde wuchs seine Ungeduld und schon begann er das Schlimmste zu fürchten, da gewahrte er plötzlich auf der Höhe des Bisamberges einen hellen Schein, und es dauerte nicht lange, so entwickelte sich derselbe zu einem großen Feuer, welches mit gewaltigen Flammen zu den Sternen emporflackerte.

„Dem Himmel sei Dank," sprach er, „Gregorowits ist glücklich über die Donau gekommen; so wird er auch das Lager des Herzogs erreichen und ihm Nachricht über unsere Noth bringen."

Wohlgemuth verließ er den Thurm und machte sich auf den Weg, die Wälle zu begehen. Alle Soldaten waren auf ihren Posten, denn der Feuerschein, dessen Bedeutung sie nicht kannten, machte sie doppelt vorsichtig.

Zufrieden begab sich der Commandant in seine Wohnung, um einige Stunden Ruhe zu genießen, aber ehe er einschlief, wandte er sich im Gebete an Gott und flehte seine Hülfe an.

Gregorowits wartete das Ende des Feuers nicht ab; als es in hellem Brande stand, begab er sich in Eile zum Lager des Herzogs von Lothringen. Die Vorposten wollten ihn nicht durchlassen, aber er sagte ihnen, daß er von Starhemberg geschickt sei und mit dem Herzoge

sprechen müsse. Da verbanden sie ihm die Augen und führten ihn hinweg. Vor und hinter ihm schritten Soldaten mit gezogenen Schwertern, und es wurde ihm im Voraus gesagt, daß er sofort niedergehauen würde, wenn er Miene mache, zu entfliehen oder einen Verrath zu begehen.

„An Verrath denke ich nicht," sprach er, „aber eilt, daß wir vorwärts kommen, denn meine Botschaft erträgt keine Verzögerung."

Der Herzog von Lothringen empfing ihn in seinem Zelte und nahm den Brief Starhemberg's entgegen. Nachdem er denselben aufmerksam durchgelesen hatte, ließ er dem Boten das Tuch von den Augen nehmen und stellte ihm eine Menge Fragen über den Zustand von Wien. Gregorowits beantwortete sie alle der Wahrheit gemäß und setzte noch aus eigenem Antriebe hinzu: „Herzogliche Durchlaucht dürfen mit dem Entsatze nicht lange zögern, denn die Besatzung muß übermenschliche Anstrengungen aushalten, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Viele Personen der Besatzung haben vorher niemals ein Schwert getragen und kennen nichts vom Dienste. So lange sie genug zu essen und zu trinken hatten, ließen sie sich das Härteste gefallen, und ich zweifle nicht, daß sie ausharren werden, so lange es nur immer möglich ist, aber der Hunger kühlt den Patriotismus ab und die steten Stürme des Feindes raffen eine Menge Menschen weg, so daß der Vertheidiger immer weniger werden. Unser Commandant thut das Menschenmögliche und schont sich nicht einmal bei Krankheit und Verwundung, aber wenn keine Hülfe kommt, so wird er sich überanstrengen und zuletzt gar nicht mehr im Stande sein, seine Obliegenheiten wahrzunehmen."

„Junger Mann,“ antwortete der Herzog, „Starhemberg hätte mir keinen beredtern Boten schicken können. Setzen Sie Ihre Reise fort; ich werde dem Commandanten Nachricht zukommen lassen.“

Dieser Bescheid war dem Gregorowits etwas sehr knapp; er hätte gern mehr gewußt, aber sein untergeordneter Rang erlaubte ihm nicht, noch eine Frage zu stellen.

Mit unbedecktem Gesichte durfte er hinwegwandern.

Der Herzog von Lothringen ließ seine Offiziere kommen und fragte, ob sie nicht einen ganz unerschrockenen Mann unter ihren Truppen hätten, welcher bereit sei, sich durch das türkische Lager nach Wien zu schleichen.

Es wurde ihm ein Kürassier genannt, der vor keiner Gefahr zurückbebe und außerdem eine so große Schlauheit besitze, daß er sich nicht leicht fangen lasse. Es wurde ihm befohlen, vor dem Herzoge zu erscheinen.

„Mein Sohn,“ sprach dieser zu ihm, „hast Du Muth, durch das türkische Lager zu gehen und dem Commandanten von Wien eine Botschaft zu bringen?“

„Ja, Excellenz!“

„Du mußt aber wissen, daß es auf Tod und Leben geht; die geringste Unvorsichtigkeit kann Dich den Türken in's Messer liefern.“

„Ich weiß es, Excellenz, aber meinem Kaiser bin ich mein Leben schuldig. Uebrigens steht dasselbe in Gottes Hand, und wenn er nicht will, dann wird kein Haar auf meinem Haupte gekrümmt.“

„Gut, mein Sohn; mache Deine Sache gut und verdiene Dir den Dank des Landes. Aber sage mir, wie Du die Sache anfangen willst?“

„Ich werde die Donau und ihre Nebenarme überschwimmen.“

„In der That, wenn Du diese Anstrengung aushalten kannst, dann ist es der sicherste Weg.“

„Mit gutem Willen kann man sehr viel machen, Excellenz.“

Der Herzog setzte ein Schreiben auf, in welchem er baldigen Entsatz verhieß. Dieses Schreiben wurde in Wachs gesteckt und ihm am Halse befestigt.

Der Kürassier begab sich an die Donau und wartete die Nacht ab. Sobald es dunkel geworden war, warf er sich in den Strom und schwamm davon. Da ein starker Sturm wüthete, so hatte er mit Wind und Wellen zu kämpfen, wodurch sein Unternehmen ein sehr gefährliches und ermüdendes wurde. Oft wurde er vom Winde wie ein Kreisel umhergeworfen und weit weggeschleudert. Stunden brauchte er, bis er diesen Theil des Stromes überwunden hatte. Es war aber auch die höchste Zeit, denn seine Kräfte waren fast ganz dahin.

Nach einer Ruhe von mehreren Stunden, die er im Weidengestrüpp zubrachte, schwamm er in mehreren Absätzen bis vollends vor die Festung. Erschöpft stieg er aus dem Wasser und lauschte, denn er wußte nicht, wo er sich befand, und es war stockfinster um ihn her. Wie viel Zeit er gebraucht hatte, um den Strom mit seinen Nebenarmen zu überwinden, wußte er nicht, aber es war ihm sehr lang geworden.

Nachdem er sich eine Weile ausgeruht hatte, begann er leise zu rufen. Sofort kam eine Schildwache auf die Mauer und fragte, wer da sei.

„Ein Bote vom Herzoge von Lothringen,“ gab er

zur Antwort. „Laßt mich sofort ein, denn es ist mir Eile anbefohlen."

Der Soldat meldete es dem wachthabenden Offizier. Dieser erschien jetzt auf der Mauer. Um sich zu vergewissern, daß kein Verrath im Spiele sei, gab er Befehl, daß ein Korb mit Hobelspänen angezündet und von der Mauer hinabgestoßen werde. Die Flammen erhellten einen ziemlich weiten Umkreis, und da er nur den einzelnen Menschen sah, so ordnete er an, daß eine lange Leiter von der Mauer herabgelassen werde.

Sobald sie den Boden berührte, stieg der Kürassier die Sprossen hinauf und verlangte, sogleich mit dem Commandanten zu sprechen.

Starhemberg lag krank zu Bette, aber er hatte Befehl gegeben, daß er sogleich benachrichtigt werde, wenn sich etwas Ungewöhnliches ereigne.

Der Offizier und Einige von der Wachmannschaft geleiteten ihn mit gespannten Karabinern, denn in jener Zeit vermuthete man in jedem Menschen einen Spion und Verräther.

Starhemberg lag gerade in heftigen Schmerzen; als ihm aber ein Bote des Herzogs gemeldet wurde, erhob er sich sofort und ließ ihn vor sich kommen.

Der Kürassier nahm die Wachstafel vom Halse und überreichte sie dem Commandanten. Dieser löste den Brief heraus und las mit freudiger Erregung den Inhalt.

„Endlich," murmelte er, setzte sich sogleich hin und schrieb einen Brief in Chiffern, in welchem er die Noth der Stadt schilderte und den Herzog bat, seine Hülfe sobald als möglich zu bringen.

Der Kürassier verbarg das Schreiben in seinen Kleidern und trat den Rückweg an, aber beim Anbruch des

Morgens wurde er von türkischen Soldaten entdeckt, die ihn mit großem Wuthgeschrei ergriffen und vor den Großvezier führten.

Dieser fuhr ihn mit rauhen Worten an und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht sofort gestehe, was er im türkischen Lager wolle.

Der Kürassier mußte sich so gut helfen, als es ging. Da man ihn bereits seiner Oberkleider, worin das Schreiben war, entledigt hatte, so konnte er seine Absicht nicht mehr verheimlichen.

„Herr," sagte er, „man hat mich hinausgesandt, um den Herzog von Lothringen zum Entsatze herbeizuholen, und ich habe diesen Auftrag mit Freuden angenommen, denn in Wien herrscht eine so entsetzliche Hungersnoth, daß wohl Jeder gern hinausging, wenn es möglich wäre. Ich habe seit acht Tagen nichts mehr gegessen; sei barmherzig und gieb mir ein Stück Brod!"

„Du sollst Brod haben, Christenhund," antwortete Kara Mustapha, „aber vorher mußt Du mir eine genaue Schilderung über eure Zustände geben."

„Denke Dir das Schrecklichste, so hast Du ein richtiges Bild," antwortete der Kürassier. „Da keine Vorräthe in der Stadt waren, so hatte man das Wenige bald aufgezehrt; dann mußte man zu Pferde- und Eselfleisch seine Zuflucht nehmen; bald nachher kamen Hunde, Katzen und Ratten an die Reihe, aber wie lange konnte das vorhalten? Es giebt nichts mehr zu essen in Wien. Wenn die Männer und Jünglinge sich noch länger der Vertheidigung widmen sollen, dann werden sie ihre Kinder und ihre Eltern schlachten müssen."

Kara Mustapha lachte, daß ihm die Thränen über den Bart liefen und rief: „So ist es recht, so müssen

die Feinde des Halbmondes bestraft werden. Wie aber sieht es mit Pulver und Blei aus?"

„Nicht viel besser, als mit dem Brode. Man hat in der Zeit keine Vorsorge getroffen und den kleinen Bestand ohne Noth verschossen. Noch einige Tage, längstens eine Woche, dann wird das Elend so entsetzlich geworden sein, daß sie die Festung auf Gnade und Barmherzigkeit übergeben müssen. Ich bitte Dich, halte mich in Deinem Lager und schütze mich vor dem Hunger."

Kara Mustapha ließ ihm Brod bringen und die Kleider untersuchen. Als er den Brief fand, verlangte er, daß der Küraßier ihm denselben vorläse.

Dazu war dieser allerdings nicht im Stande, aber er gab sich doch den Anschein und las ihm ungefähr dasselbe vor, was er ihm erzählt hatte.

Da lachte der Großvezier noch lauter. „Sieh'," sagte er, „unter andern Umständen hätte ich Dich sogleich köpfen lassen, aber jetzt sollst Du zurückkehren und die Zahl der Hungrigen vermehren." Nachdem er sich noch über die belagerte Stadt in ächt türkischer Weise lustig gemacht hatte, ließ er an den Grafen Starhemberg einen Brief in lateinischer Sprache abfassen, in welchem es hieß, er schicke den Boten sammt dem chiffrirten Briefe zurück; für die Zukunft könnten sie sich die Mühe sparen in Chiffern zu schreiben, denn die in der Stadt herrschende Noth, so wie der Mangel an Kriegsbedarf seien im türkischen Lager so allgemein bekannt, daß man gar nichts zu verbergen brauche.

Mit diesem Schreiben schickte er den Küraßier in die Festung zurück, ohne zu wissen, daß derselbe seine Mission schon zur Hälfte erfüllt hatte.

Starhemberg hielt es für unumgänglich nothwendig,

daß der Herzog von seiner Lage baldigst unterrichtet werde; er suchte deßhalb nach einem Freiwilligen, welcher seine Lage eindringlich schildern und den zurückgekommenen Chifferbrief überbringen sollte. Ein Pole, Namens Georg Franz Koltschitzky, meldete sich. Er war früher Dolmetsch der orientalischen Compagnie gewesen und hatte dann als Bürger in der Leopoldstadt gewohnt. Beim Beginn der Belagerung aber war er in die Freikompagnie des Hauptmanns Frank eingetreten.

Er sprach so fertig türkisch, wie ein Sohn des Halbmondes, auch sein Diener war in dieser Sprache so vollständig bewandert, daß wegen der Sprache kein Türke gegen sie Verdacht schöpfen konnte. Um die Täuschung vollständig zu machen, legten sie türkische Kleider an und warteten die Nacht ab. Es erhob sich ein so furchtbares Gewitter, daß sich die Belagerer in ihre Zelte zurückzogen und für die heutige Nacht nichts unternahmen.

In heftigen Güssen strömte ein wolkenbruchartiger Regen herab, der das ganze Lager überschwemmte. Diesen Umstand benutzten die beiden kühnen Männer, verließen die Festung und gingen schnurstraks in das Lager. Hier war es aber nicht möglich vorwärts zu kommen; sie mußten ihre Schritte anhalten, durften es aber nicht wagen, irgendwo einzukehren.

„Mein Freund," flüsterte Koltschitzky seinem Diener in's Ohr, „wie wenig einladend auch der Aufenthalt im Freien ist, so müssen wir doch hier den Morgen abwarten. Setzen wir uns nur mitten in den Regen und trösten wir uns mit dem Gedanken, daß wir für eine gute Sache durchnäßt werden."

Ihr Zustand war keineswegs beneidenswerth, denn die ganze Nacht dauerten der Regen und das Ungewitter

fort. Als die Sonne aufging, schwammen sie im Wasser; kaum hielt noch das Schuhwerk an ihren Füßen.

Koltschitzky erhob sich, wanderte mit seinem Diener vorwärts und stimmte ein türkisches Lied an. Lauter erhob er seine Stimme, als er am Zelte eines türkischen Aga vorüber mußte.

Diesen heimelten die Töne an, er trat vor sein Zelt und begrüßte den Sänger. „Du bist ja ein lustiger Kauz," sagte er. „In diesem abscheulichen Hundewetter lassen die tapfersten Soldaten die Köpfe hängen; Du aber singst wie ein Vogel im Walde und machst Dir aus dem Wetter nichts. Wie leid thut es mir, daß Du bis auf die Haut durchnäßt bist."

„Was macht man sich aus ein wenig Regen!" antwortete Koltschitzky. „Nachher scheint die Sonne wieder und die Kleider trocknen in der Luft."

„Gut, wenn Du so leicht über das Ungemach hinwegkommst, aber wohin willst Du denn schon so frühe?"

„Weinbeeren und Früchte sammeln. Man kann es jetzt ohne viel Gefahr thun, denn die Christen sind so sehr in Furcht, daß sie schon davon laufen, wenn sie nur von Weitem eine türkische Kleidung sehen."

„Rechne nicht allzusehr auf die Furcht der Christen," antwortete der Aga, „sondern gieb fleißig acht, daß Du keinem in's Gehege läufst. Es sollte mir leid thun, wenn es Dir auf Deiner Wanderung übel erginge."

Koltschitzky schlug die Warnung in den Wind, grüßte und schritt fürbaß. Jeden Augenblick kam er an Zelten und Wachen vorüber, aber sie hielten ihn alle für einen ächten Türken und ließen ihn ziehen.

Unangehalten kam er aus dem Lager, ging mit seinem Begleiter durch die Weinberge und eilte durch

den Wald gen Klosterneuburg. Hier erfaßte ihn plötzlich die Angst, er könne dort auf Türken treffen; deßhalb ging er zurück nach Kahlenberg.

Hier hätte er bald großes Unglück gehabt. Auf einer naheliegenden Insel befanden sich nämlich Oesterreicher. Da sie die beiden Männer wegen ihrer Kleidung für Türken hielten, so schossen sie auf dieselben. Koltschitzky rief in deutscher Sprache und so laut, daß sie es hören konnten: „Wir sind keine Türken, sondern Deutsche, die sich im Auftrage des Commandanten von Wien hier befinden. Kommt und fahrt uns schnell über, daß wir den Türken nicht in die Hände fallen.“

Die Männer beeilten sich, sie mit einem Kahne zu holen. Es war der Richter von Nußdorf mit seinen Nachbarn, die sich vor den Türken auf die Insel geflüchtet hatten.

Sie nahmen sie schnell in den Kahn und fuhren mit ihnen zum jenseitigen Ufer, wo der General Heister sie in Empfang nahm. Als dieser hörte, daß sie mitten durch das türkische Lager gegangen waren, wollte er seinen Ohren nicht trauen. Voller Bewunderung führte er sie zum Herzog von Lothringen.

Dieser war über ihren kühnen Streich nicht weniger erstaunt und lobte sie. „Meine Kinder,“ sagte er, „es gehört ein viel größerer Heldenmuth dazu, durch ein feindliches Lager zu gehen, als sich dem Kugelregen der Türken auszusetzen.“

Als er den Brief entziffert hatte, setzte er sich hin und schrieb: „Mein lieber Starhemberg, wenn es nicht nöthig wäre, den König von Polen abzuwarten, so würde ich längst bei Dir sein; aber ich halte es für nothwendig, meine Macht mit der seinigen zu vereinigen, ehe ich einen ernsten Schritt unternehme.“

Diesen Brief sollte Koltschitzky sorgfältig am Leibe verwahren und denselben zum Stadtcommandanten bringen. Koltschitzky aber mußte die Nacht abwarten und außerdem ein Zeichen über seine glückliche Ankunft geben. Verabredetermaßen begab er sich nach Stammersdorf, wo er gegen zehn Uhr Nachts ein weitleuchtendes Losungsfeuer abbrannte, so daß die Bewohner von Wien an seiner glücklichen Ankunft bei dem Herzoge nicht mehr zweifeln konnten.

Sie nahmen denselben Rückweg und hofften, daß ihnen die Heimkehr ebenfalls keine Schwierigkeiten bereiten werde. Die Wege waren durch den gestrigen Regen so aufgeweicht, daß kaum oder doch nur mit großen Beschwerden durchzukommen war. Dadurch wurden sie so müde, daß sie endlich genöthigt waren, sich irgendwo zum Schlafe niederzulegen.

Sie fanden nach langem Umhersuchen den Keller eines abgebrannten Hauses. Hier stiegen sie hinab und überließen sich dem Schlummer. Als Koltschitzky erwachte, begann er mit seinem Diener zu plaudern. Ein Türke, welcher zufällig an denselben Ort gekommen war, wurde Ohrenzeuge ihres Gespräches und lief sogleich fort, um seinen Obern anzuzeigen, daß sich Spione in's Lager geschlichen hätten, denn daß sie solche waren, konnte er aus der ganzen Unterredung abnehmen.

Glücklicher Weise war der Türke zu hastig, und da er bei seinem schnellen Laufen Geräusch verursachte, so gewahrten ihn die beiden Deutschen. Aus seiner Hast konnten sie wohl entnehmen, was er im Schilde führte, deßhalb erhoben sie sich und machten sich eiligst aus dem Staube. Ehe sie noch von den verfolgenden Türken erreicht wurden, hatten sie glücklich die Stadt gewonnen.

Rasch wurde ihnen das Thor geöffnet und sie stürzten athemlos herein.

Eine Menge von Neugierigen und Soldaten sammelten sich um sie. Jeder wollte wissen, wie es ihnen ergangen und welche Antwort sie zurückbrächten; aber Koltschitzky legte den Finger auf den Mund und sprach: „Später, jetzt hat nur der Commandant ein Recht auf mich.“

Eine ungeheuere Volksmenge wälzte sich hinter ihm her, als er der Wohnung Starhemberg's zuschritt, und als sich die Thüre hinter ihm schloß, bildete sich ein weiter Kreis um das Haus.

Der Commandant empfing Koltschitzky und seinen Diener mit großer Freude und ließ sich den Brief des Herzogs geben. Hastig erbrach er das Siegel und verschlang den Inhalt mit den Augen. „Gott sei Dank,“ rief er, „der Herzog wartet nur auf die Ankunft des Königs von Polen, dann wollen sie mit dem vereinigten Heere kommen und die Stadt entsetzen.“

Jetzt stürzte er auf den Balkon und gab den Volksmassen einen Wink, daß sie sich ruhig verhalten sollten. Lautlose Stille entstand, und nun las er den Brief mit weithinschallender Stimme vor. Das Volk erhob ein lautes Freudengeschrei und verkündete in allen Straßen, daß nun bald die Stunde der Erlösung schlagen werde.

Die Muthlosigkeit, welche sich in den letzten Tagen eingestellt hatte, verwandelte sich plötzlich in laute Begeisterung. Die Straßen füllten sich wie mit einem Zauberschlage mit jauchzenden Menschen. Sie fielen sich jubelnd um den Hals, tanzten auf dem Pflaster umher und weinten Freudenthränen. Alles Ungemach war plötzlich vergessen und an seine Stelle trat die frühere Begeisterung.

Eine viel schlechtere Stimmung aber herrschte unter den Türken vor der Stadt. Der Großvezier hatte seinen Leuten die Eroberung so leicht gemacht, als ob sie gar nichts auf sich habe, und nun lagen sie schon 40 Tage vor der Stadt und hatten noch nichts erreicht, aber bereits eine Menge von Soldaten verloren.

Der Sultan, mit dem langsamen Fortgange unzufrieden, schickte in das Lager und ließ einen kräftigern Angriff dringend empfehlen. Die Janitscharen waren ebenfalls sehr unzufrieden, murrten laut und brachen in offenbare Empörungen und Meutereien aus. Kara Mustapha befand sich also in doppelter Verlegenheit. Zunächst mußte er die Janitscharen zur Ordnung bringen. Um sie zu beschwichtigen, theilte er Geschenke unter sie aus; die jetzt noch Widerspenstigen ließ er züchtigen und diejenigen, denen es an Muth fehlte, tödtete er mit eigener Hand.

Nothdürftig stellte er auf diese Weise die Ruhe wieder her und beredete sich mit seinem Feldobersten, wie sie der Belagerung eine größere Nachhaltigkeit geben könnten.

Es leuchtete ihm ein, daß er nicht immer in seinem großen Zelte liegen durfte, sondern die Soldaten durch seine Gegenwart ermuntern mußte; da er sich aber vor den Kugeln fürchtete, so ließ er sich eine Sänfte mit eisernen Wänden bauen und sich überall, wo die Belagerungsarbeiten stattfanden, hintragen. Zuletzt aber ließ er sich im Laufgraben einen bombenfesten Platz ausgraben, von wo aus er Alles zu überwachen im Stande war.

V.

Wir müssen uns jetzt wieder mit dem Studenten und Lieutenant Gregorowits beschäftigen. Nachdem er im Lager des Herzogs von Lothringen seinen Auftrag ausgerichtet hatte, stieg er zu Pferde und ritt zum kaiserlichen Hofe. Abends, nachdem es im kaiserlichen Quartier schon dunkel geworden war, klopfte er an die Thüre seiner Mutter. Sie kniete eben vor einem Kruzifixe und betete für ihren Sohn. In ihrer Herzensangst um das geliebte Kind verging sie fast vor Schmerz, und die Kaiserin Eleonore hatte kaum genug Worte gehabt, um ihr Trost zu spenden.

Hastig fuhr sie bei dem Klopfen empor und öffnete die Thüre. Anfangs erkannte sie ihren Sohn nicht, denn die Binde über seinem Auge entstellte ihn sehr; als sie aber seine Stimme hörte, stürzte sie mit einem lauten Freudenschrei in seine Arme und drückte ihn an ihr Herz.

Jetzt bemerkte sie die Binde über seinem Auge und fragte ängstlich, ob er verwundet sei.

„Mutter," gab er zur Antwort, „im Kriege wird keiner verschont, aber man muß denjenigen, welcher für sein Vaterland Wunden davonträgt, glücklich preisen.

Bei der Vertheidigung eines Außenwerks ist mir ein türkischer Pfeil in's Auge geflogen. Es ist hin, Mutter; mein Antlitz wird ewig entstellt sein, aber es ficht mich nicht an, denn ich bin meinem Kaiser beide Augen, nicht nur eines schuldig."

Die Mutter fand den heroischen Gedanken schön, aber sie konnte sich dennoch in denselben nicht finden und jammerte wie ein kleines Kind, so daß der Student nicht umhin konnte, einige verweisende Worte zu äußern. „Mutter, wenn in diesem Kriege nicht Jeder seine Schuldigkeit thut, dann wird die schöne Stadt Wien türkisch, und es bleibt nicht bei einem Auge, sondern es kommen tausend und abertausend Köpfe daran. Der kaiserliche Hof könnte dann in irgend einer obscuren Stadt seine Residenz aufschlagen, und das Vermögen meiner lieben Frau Mutter, welches jetzt noch im Keller unseres Hauses wohlgeborgen ist, würde dann den Türken bis auf den letzten Kreuzer in die Hände fallen."

„Laß mich Dein Auge sehen," sprach sie; „vielleicht ist noch Hülfe möglich."

„Nein, Mutter, es ist für immer hin; es erübrigt nur noch, daß die Wunde wieder geheilt wird. Es wird wohl in wenigen Tagen geschehen sein, damit ich wieder nach Wien zurückkehren und das mir versprochene Fähnlein führen kann."

Die Mutter entsetzte sich darüber, daß er so frevelmüthig in sein Verderben rennen wollte, und es kostete ihn nicht wenig Mühe, sie zu beschwichtigen.

„Sprechen wir heute nicht mehr davon, Mutter," sagte er, „sondern höre mir lieber zu, wie es in der Stadt Wien aussieht und was die Bürger thun, um sich der Knechtschaft der Türken zu erwehren."

Er schilderte ihr nun die Zustände ihrer geliebten Vaterstadt mit so grellen Farben, daß sie sich oft die Ohren zuhielt. Als Wiener Kind kannte sie jeden Ort, von welchem die Rede war, und es that ihr in der Seele wehe, daß ihre liebe Stadt von den türkischen Kugeln und dem eigenen Kriegsvolke so zugerichtet wurde.

Am folgenden Morgen, als Frau Gregorowits bei der Kaiserin erschien, war diese von der Ankunft ihres Sohnes schon unterrichtet, und ihr erstes Wort war: „Lassen Sie ihn herüberkommen; der Kaiser wünscht ebenfalls, ihn zu sprechen, denn wir leben ja wegen unserer Residenz in steten Sorgen und sind auf die unsichern Nachrichten hingewiesen, die wir in den Zeitungen lesen."

Der Lieutenant Gregorowits legte rasch seine Uniform an und erschien vor den kaiserlichen Majestäten in dem einfachen Zimmer, welches sie gewöhnlich bewohnten. Der Kaiser empfing ihn stehend; die Kaiserin saß auf einem Schemmel und hatte den fünfjährigen Erbprinzen, den nachmaligen Kaiser Joseph I., auf dem Schooße.

Gregorowits verneigte sich vor dem Kaiser und blieb an der Thüre des Gemaches stehen.

„Treten Sie näher," sagte Leopold, indem sein Blick auf der Binde über des Lieutenants Auge haften blieb. „Ich höre, Sie haben bei der Belagerung ein Auge verloren, Gregorowits?"

„Ja, Majestät, aber ich habe noch eines behalten, und wenn mir der liebe Gott dasselbe läßt, so will ich es im Dienste meines Kaisers gebrauchen."

„Brav, Gregorowits! Wenn alle meine Unterthanen so dächten, dann lägen die Türken heute nicht vor Wien. Wie geht es dort? Statten Sie mir einen genauen Bericht ab."

„Ich kann nicht viel Erfreuliches sagen, Majestät. Die Stadt war leider auf eine Belagerung nicht vorbereitet; aber was in der Menschenmöglichkeit lag, um das Versäumte nachzuholen, das ist geschehen. Bürger und Soldaten wetteiferten miteinander, die Mauern auszubessern, Lebensmittel in die Stadt zu schaffen, die Munition in Sicherheit zu bringen, Pallisaden herzustellen und die Wälle zu besetzen. Wir waren noch nicht halb fertig damit, da erschienen mit wehenden Roßschweifen und hallendem Spiel die Türken. Während wir die Thore schlossen und verrammelten, schlugen die Janitscharen außerhalb der Mauern ihre Zelte auf, und geberdeten sich so frech, als wenn ihnen die Stadt schon zugehöre.

Schon am folgenden Morgen begannen Schießen und Minengraben, und beides hat seit jener Stunde nicht aufgehört. Seit vierzig Tagen wird fast alle Tage ein Stück der Stadtmauer durch ihre Pulverminen eingerissen, aber wir wiesen sie stets mit blutigen Köpfen zurück und besserten die entstandenen Breschen sofort wieder aus. Die Mauer besteht jetzt fast nur aus neuen Flicken und es ist fast ein Wunder, daß sie nicht auf langen Strecken zusammenstürzt. Noch haben wir's gehalten, aber ich fürchte, es geht nicht länger.

Wir haben siegreiche Ausfälle gemacht und eine Menge Türken getödtet, aber wenn zehn der Ihrigen fallen, so ist es kaum so viel, als wenn einer der Unserigen sein Leben verliert.

Starhemberg leistet Erstaunliches und ist fast allgegenwärtig. Der Bischof Kolonitsch kommt nicht aus den Spitälern und von dem Lager der Sterbenden. Wenn die türkischen Kugeln einen Brand anrichten, so fliegt er mit Gefahr seines Lebens herbei und verläßt

den Platz nicht, bis die Flammen gelöscht sind. So aber, wie diese Beiden auf dem Platze sind, so ist es Jeder vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Nun aber ist ein gar schlimmer Feind innerhalb der Mauern aufgetreten: Es fehlt uns an Speise und Trank. Die Kräfte der Stärksten nehmen ab, und an die Stelle des Muthes wird die Verzweiflung treten, wenn nicht bald Hülfe kommt."

„Sie entrollen mir ein schreckliches Bild von der Hauptstadt, Gregorowits, aber die Besatzung muß noch aushalten, denn der Herzog von Lothringen kann sie nicht entsetzen, bis er sich mit dem Könige von Polen vereinigt hat. Kehren Sie zurück, bringen Sie Starhemberg meinen Gruß und bitten Sie ihn, auszuhalten, so lange es immer möglich ist."

Die Kaiserin, welcher ihre Residenz ebenfalls sehr am Herzen lag, erkundigte sich umständlich nach vielen Familien, besonders aber nach dem Zustande der Kranken, und als er Abschied nahm, lobte sie ihn wegen seines Muthes und seiner Tapferkeit und legte ihm ebenfalls die Vertheidigung Wiens warm an's Herz.

Seine Mutter hatte darauf gerechnet, daß er bei ihr bleiben werde, bis sein Auge wieder heil sei; sie hing deßhalb mit einem Strome von Thränen an seinem Halse, aber dem Wunsche des Kaiserpaares durfte sie sich nicht widersetzen, sie mußte ihn ziehen lassen.

Gregorowits säumte keinen Augenblick, sondern machte sich sogleich auf den Rückweg. Als er im türkischen Lager ankam, merkte er sogleich, daß der Angriff mit größerer Energie betrieben wurde. Seine Türkenkleidung und die Fertigkeit in der Sprache verschafften ihm auch jetzt freie und ungehinderte Passage.

Der Großvezier begegnete ihm; er war offenbar in böser Laune und fuhr ihn an: „Du sagtest mir doch, Du wollest in Deine Heimath zurückkehren und Dein Auge heilen lassen.“

„Es war auch meine Absicht, aber man sagte mir, der Sturm sollte jetzt mit größerem Ernste betrieben werden, und da wollte ich doch dabei sein und nicht müßig auf der faulen Haut liegen.“

Dem Großvezier gefiel diese Rede sehr wohl, und er sprach: „Du bist ein echter Sohn des Propheten. Laß Dir ein Schwert geben und schlage wacker d'rein, wenn die Minen gesprungen.“

Ein Soldat überreichte ihm ein Schwert; er stellte sich gleich mit an die Spitze; aber er fand eine Gelegenheit, den Oesterreichern, welche auf der Mauer standen, ein Zeichen zu geben. Als diese nun aufmerksam hinabschauten, erkannten sie ihn, und aus seinen Zeichen nahmen sie ab, daß nun bald eine Mine emporfliegen werde. Vorsichtig zogen sie sich zurück. Es war nicht einen Augenblick zu frühe geschehen, denn in der nächsten Secunde gab es einen heftigen Knall und sogleich erfolgte der Einsturz der Mauer.

Die Türken warfen sich mit großem Geschrei in die Bresche, und es fehlte nicht viel, so wäre es Einzelnen gelungen, durch die Oeffnung in die Stadt zu gelangen.

Nun durfte Gregorowits nicht länger zögern. Er wandte sich um und schlug mit seinem Schwerte in die Türken, daß die Funken stoben.

„Verrath, Verrath!“ schrieen diese, und alle Schwerter richteten sich nach ihm; aber im Nu waren auch die Deutschen bei der Hand, und es entstand ein blutiges Gemetzel, welches lange unentschieden hin und herschwankte.

Die Türken waren wegen des verübten Verrathes in solcher Wuth, daß sie mitten in die Schwerter und Spieße rannten.

Jetzt erschien Starhemberg an der Bresche und brachte Hülfe mit. Sie stürmten mit Victoriaruf durch die Bresche und trieben die Türken, deren Schaaren sich während des Sturmlaufes sehr vermehrt hatten, vor sich her. Wie Schneeflocken fielen dieselben unter den deutschen Schwertern, und als die Kaiserlichen die Verfolgung einstellten, rissen die Kugeln der Festungsgeschütze den Rest zu Boden, so daß Alles weit umher mit Leichen bedeckt war.

Die Bresche wurde sogleich wieder ausgemauert, und die Türken wagten an diesem und am folgenden Tage keinen Sturm mehr; aber es war nur die Ruhe vor dem Gewitter. Kara Mustapha that einen Schwur, die Festung solle in wenigen Tagen fallen.

Nachts hielt er einen Kriegsrath, und es wurde beschlossen, nunmehr mit aller Macht vorzugehen. Am folgenden Morgen in aller Frühe ließ er sich mit seiner eisernen Sänfte zu dem bombenfesten Platze im Laufgraben des Burgravelin tragen. Es war am 23. August. Unausgesetzt wurde gestürmt. Schon hatten die Türken den dritten Theil desselben gewonnen und die Pallisaden in Brand gesteckt; die Kaiserlichen aber, den Tod mißachtend, trugen in ihren Hüten Wasser herbei und löschten die Flammen. Zugleich trieben sie mit einem wahren Löwenmuthe den Feind zurück.

Drei Tage hatten die Belagerten Ruhe, dann begannen die Stürmer auf's Neue und zwar mit verdoppelter Wuth. Am 26. August bei einer unerträglichen Hitze kamen sie in großen Schaaren heran. Die Luft erdröhnte von ihrem furchtbaren Geschrei. Heute wollten

und mußten sie den Burgravelin nehmen, denn Kara Mustapha hatte über die lange Verzögerung der Eroberung schwere Verweise vom Sultan erhalten. Sie kämpften heute mit rasender Tapferkeit, jeder Einzelne von ihnen war ein Held; aber auch die Christen thaten, trotz der enormen Sonnenhitze, ihre volle Schuldigkeit. Wäre die Zahl der Angreifer nicht so groß gewesen, so würden sie eine bedeutende Niederlage erlitten haben.

Der Kampf wogte hin und her und der Ausgang war noch nicht abzusehen; da drangen vierzig Janitscharen ein, aber sofort sprang der einäugige, neu ernannte Hauptmann Gregorowits vor; auch der Commandant Graf Starhemberg war wie ein Blitz zur Stelle. Ihre Schwerter machten rasche Arbeit; zwei der Feinde fielen von Starhemberg's eigener Hand, andere stürzten durch Gregorowits nieder und die Uebrigen ergriffen die Flucht.

Mit einem Siege ging der Tag zu Ende, aber die Belagerten sahen mit Schrecken einem schmachvollen Ende entgegen, denn von einem baldigen Entsatze war noch nichts zu merken. Jeder Sieg rief in der Stadt große Freude hervor, aber im Hintergrunde standen doch immer Trauer und Bekümmerniß, denn wenn die Türken hundert Mann verloren, so war es kaum so viel, als wenn ihnen ein einziger getödtet oder kampfunfähig gemacht wurde.

Am folgenden Tage bemerkte Starhemberg von seinem Beobachtungsposten aus hundert Türken, die sich in einem Kessel eingegraben hatten und von hier aus der Stadt sehr gefährlich werden konnten. Sofort ließ er ein wohlgezieltes Feuer auf sie eröffnen. Die Schüsse fielen so dicht um den Kessel, daß sich keiner von ihnen herauswagte.

Gregorowits benutzte den Augenblick, ging mit einem

Haufen tapferer Männer durch ein Ausfallpförtchen und überraschte sie in dem Kessel. Nach kurzem Gefecht nahm er ihnen die Schaufeln ab und während der eine Theil kämpfte, verschüttete sie der andere mit ihren eigenen Instrumenten, so daß keiner mit dem Leben davon kam.

Am 29. August hatte sich der ganzen Besatzung ein beängstigendes Gefühl bemächtigt; allgemein herrschte die Furcht vor einem großen Sturme. Vor Anbruch des Tages waren die sämmtlichen Kirchen Wiens mit Soldaten gefüllt, jeder beichtete und bereitete sich auf den Tod vor; auch Starhemberg trug sich mit dem Gedanken, daß heute die Stunde der Entscheidung schlagen werde.

In langen Reihen zogen die Vertheidiger zu den Wällen und Festungswerken; dumpf rasselten die Trommeln, die Männerherzen schlugen mit größerer Schnelligkeit gegen die Rippen, alle lebten der festen Ueberzeugung, daß sie die Sonne des folgenden Tages nicht wiedersehen würden. In den Tod ergeben wollten sie bis zum letzten Athemzuge kämpfen und mit Ehren sterben.

Die Türken waren sehr verwundert, als sie beim Aufgange der Sonne die sämmtlichen Mauern und Thürme dicht mit Streitern besetzt sahen, denn sie dachten heute an keinen allgemeinen Sturm, sondern setzten nur ihre Arbeiten im Burgravelin fort. Dort aber gruben sie Minen auf Minen und jeden Augenblick erschütterte eine Explosion die Luft.

Der Hauptmann Heistermann hatte hier die Vertheidigung und schlug einen Sturm nach dem andern ab. Zuletzt hielt er sich noch vierundzwanzig Stunden mit nur fünfzig Mann in dem gefährlichen Brennkasten. Erst als ein längeres Verweilen eine Thorheit ohne Gleichen

gewesen wäre, räumte er, und die Türken waren nun Besitzer des Ravelins.

Vierundzwanzig lange und bange Tage hatten sich die Christen hier vertheidigt und Tausende von Feinden getödtet, so daß Kara Mustapha des festen Glaubens war, sie stünden mit übernatürlichen Kräften im Bunde und seien alle Zauberer.

Obschon der Tag ohne einen allgemeinen Sturm vorübergegangen war, so herrschte unter den Belagerten doch eine große Muthlosigkeit, denn der Verlust des Ravelins war ihnen ein böses Vorzeichen von dem nahen Falle. Die letzten Kundschafter waren nicht mehr zurückgekehrt. Wahrscheinlich hatte der Feind sie aufgehoben. Das vermehrte die Besorgniß, denn nun war man ganz ohne Nachricht von dem kaiserlichen Heere.

Die Lebensmittel wurden mit jeder Stunde knapper und stiegen auf den vierfachen Preis. Wer denselben nicht erschwingen konnte, mußte hungern, und was sollte es in der Folge werden? Schon waren sechstausend Mann unter den Kugeln und den Schwertern der Türken gefallen. Die Zahl war gegen die der getödteten Feinde allerdings unbedeutend, aber diese konnten den Verlust leicht verschmerzen, weil sie eine ungeheure Uebermacht hatten.

Die unaufhörlichen Anstrengungen und Entbehrungen verursachten eine Menge Erkrankungen und Todesfälle, so daß durchschnittlich an jedem Tage zwanzig Mann starben.

Der Passauerhof, die beiden Ballhäuser, das Franziskanerkloster und mehrere Häuser in der Himmelpfortgasse lagen voll von Kranken und Verwundeten. Der Bischof Kolonitsch wandelte unaufhörlich zwischen ihnen umher, sorgte für Betten, Verbandzeug, ärztliche Pflege,

Wartung und Reinlichkeit. Trost spendend ging er von Lager zu Lager und wurde im wahren Sinne des Wortes zum Engel dieser Unglücklichen. Ihm allein war es zu danken, daß keine verheerenden Seuchen ausbrachen.

Starhemberg richtete den niedergeschlagenen Muth seiner Untergebenen wieder auf und zeigte ihnen, welch' ein unermeßliches Elend entstehen würde, wenn die Stadt den Türken in die Hände fiele. „Es ist besser, daß wir sterben, als daß der Feind der Christenheit uns zu Sklaven macht oder uns gar mit Folterqualen in den Tod sendet."

Seine Worte hoben den gesunkenen Muth. Soldaten und Bürger wiesen die Aufforderung zur Uebergabe verächtlich ab und bereiteten sich, mit dem festen Entschlusse, als Helden zu sterben, auf den Tod vor.

War auch der Ravelin in Feindes Händen, so wollten sie ihm doch jeden fernern Fußbreit Erde streitig machen. Sofort begann man, die Straßen in Vertheidigungszustand zu setzen. Sie wurden abgegraben, verschanzt und mit Ketten versperrt; jedes Haus sollte eine Festung werden.

In Jammer und Elend, aber auch in unbeschreiblicher Begeisterung vergingen die Tage bis zum 4. September. Den Türken war es gelungen, eine außergewöhnlich große Hauptmine anzulegen. An diesem Tage flog sie empor, und sie wirkte so gewaltig, daß die halbe Stadt erbebte wie bei einem Erdbeben. Von der Bastei stürzte eine fünf Klafter lange Mauer in den Graben und machte den Türken das Stürmen leicht.

Kara Mustapha stellte sich an die Spitze der Stürmenden und rannte gegen die lange Bresche. Unabsehbar war die Schaar der Türken; aber die Christen warfen sich ihnen entgegen, und es entspann sich ein so heftiger

Kampf, daß er jeder Beschreibung trotzt. Beide Parteien thaten im vollsten Maße ihre Schuldigkeit. Es schien fast unmöglich, der Uebermacht der Türken zu wehren. Einigen gelang es in der That, sich auf die Mauern zu schwingen. Schon hatten sie vier Roßschweife aufgepflanzt, welche unheilverkündend, dem türkischen Heere sichtbar, in der Luft wehten.

Bei diesem Anblicke erhoben die Ungläubigen ein so lautes Freudengeschrei, daß die Bürger glaubten, die Stadt sei schon eingenommen; aber Starhemberg verzweifelte noch nicht. Mit Aufbietung der letzten Kraft gelang es ihm, die Eingedrungenen von den Mauern hinabzuwerfen und die Stürmenden in die Flucht zu schlagen.

Ungemessener Jubel herrschte hierauf in der Stadt und bei den Soldaten. Tausende von Armen machten sich an die Arbeit, die Bresche wieder zu verschließen. Von allen Seiten wurden Balken herbeigeschleppt, welche man mit langen Pflöcken ein- und festschlug. Um die Löcher auszufüllen und die Kugeln aufzuhalten, wurden Wollsäcke herbeigeschleppt und hineingewälzt. Man spannte Ochsenhäute vor und pflanzte spanische Reiter auf. Aus den Dachstühlen, welche man von den Häusern brach, wurden hölzerne Wände gezimmert und auf Räder gestellt, so daß man sie nach allen Richtungen, wo es eben nothwendig war, hinrollen konnte.

Großartig war die Emsigkeit, womit überall gehämmert, gezimmert, gemauert, gehoben und getragen wurde. Der schlichte Bürger wurde jetzt zum Helden und kein Mann in Wien war so geringe, er gewann heute eine Bedeutung.

Am 6. September flog eine neue Mine an der

Loibelbastei auf, und die Mauer stürzte in einer Länge von sechs Klaftern ein. Sobald sie gefallen war, rückten die Türken zum Sturme heran. Die stürmenden Massen waren unzählbar, und es schien kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß sie diesesmal in die Stadt eindringen würden; aber die Kaiserlichen hatten geschworen, die Festung zu halten oder bis auf den letzten Mann zu sterben. Zwei Stunden lang tobte die Schlacht. Wie viele von den Türken auch niedergemetzelt wurden, es stürmten immer neue Schaaren heran und es gehörte fast mehr, als menschliche Tapferkeit dazu, solcher Uebermacht Stand zu halten.

Den Türken gelang es in der That, zwei Fahnen auf den Wällen aufzupflanzen, aber in ihrer verzweiflungsvollen Wehr wurden sie von den Kaiserlichen erbeutet und der Sturm abgeschlagen.

Diejenigen, welche auf den Wällen gestanden, mußten nun abgelöst werden, denn die Müdigkeit ließ ein längeres Verweilen nicht zu. Vom Pulver geschwärzt, mit Staub, Blut und Wunden bedeckt, kehrten sie in die Stadt zurück. Vor allen Häusern standen Bürger und Bürgerinnen mit Labsalen. Die besten und feinsten Weine, die man sonst nur Kennern vorgesetzt hätte, wurden ohne Bedauern diesen blutenden Soldaten gegeben, und wer noch Speise hatte, der hungerte, und brachte sie den tapfern Vertheidigern.

In den beiden folgenden Tagen erneuerten sich die Explosionen und das Sturmlaufen. Zwar wurden alle Angriffe abgeschlagen, aber Jedermann lebte der Ueberzeugung, schon die folgende Stunde könne die Einnahme der Stadt bringen.

Der Hauptmann Gregorowits war von einer Kugel

an der Schulter verwundet worden. Seine Soldaten hoben ihn unter den Füßen der Türken auf und trugen ihn auf einer Bahre aus dem Getümmel in das Krankenhaus. Auf dem Wege verlor er das Bewußtsein. Bischof Kolonitsch, der große Stücke auf ihn hielt, nahm ihn in Empfang.

„Armer, armer Mensch,“ sagte er, „der Krieg macht Dich noch ganz zum Krüppel! Wie bedaure ich Dich und Deine arme Mutter, deren Augapfel Du bist!“

Die Säle waren so besetzt, daß kein einziger Platz mehr frei war; dem Bischofe aber lag daran, daß er gut behandelt und gepflegt wurde, deßhalb ließ er ihn in sein eigenes Zimmer bringen.

Ein Mönch, der sich heute zur Disposition gestellt hatte, befand sich eben am Eingange des Krankensaales.

„Bruder,“ sprach der Bischof, „geh', rufe einen Arzt herbei, und wenn Du zurückkommst, dann bleibe bei diesem Kranken und schenke ihm Deine ganze Aufmerksamkeit.“

Der Mönch eilte hinweg und kam bald mit einem Doktor zurück. Sofort machte sich derselbe daran und untersuchte die Wunde mit einer Sonde.

„Die Kugel steckt noch darin,“ sagte er, „und da er augenblicklich ohnmächtig ist, so wollen wir sie gleich herausnehmen. Bruder, haltet ihm die Hände fest!“

Der Bischof kniete an der einen, der Bruder an der andern Seite nieder, und jeder erfaßte einen Arm. Der Arzt ließ eine Zange mit einem langen Schnabel in die Wunde und suchte die Kugel zu fassen, aber er stieß auf Schwierigkeiten und verursachte dem Kranken große Schmerzen.

Dieser schlug mit einem tiefen Seufzer die Augen

auf; als er den Bischof neben seinem Lager sah, lächelte er und sprach: „Das ist zu viel Ehre, Eminenz; ein schlichter Hauptmann darf von keinen Kirchenfürsten bedient werden. Lassen Sie mir nur die Arme los; ein Mann, der bereit ist, für seine Vaterstadt zu sterben, muß auch den Schmerz aushalten können, um für dieselbe zu leben."

Wohl zuckte er ein paarmal und sein Gesicht verzog sich krampfhaft, aber er hielt tapfer aus, bis die Kugel herausgezogen war.

„Ich hoffe, bald wieder auf den Mauern zu sein, um sie den Türken zurücksenden zu können," sagte er. Er wollte noch weiter plaudern, aber die Schwäche war so groß, daß er in Schlaf fiel. —

Der Bischof empfahl dem Mönch andauernde Wachsamkeit, dann begab er sich hinaus, denn seine Hülfe war an hundert Orten nothwendig. Der Mönch ließ sich auf einem Schemel nieder, nahm seinen Rosenkranz vom Gürtel und begann für den Kranken zu beten, aber nicht lange behielt er Ruhe. Die Türken schienen mit aller Macht Ernst machen zu wollen. Von Zeit zu Zeit erdröhnten dumpfe Schläge, denen ein Beben des Hospitals folgte.

„Minen, Minen!" flüsterte der Mönch mit großer Besorgniß. „Wenn sie Herren der Stadt werden, dann sei Gott den armen Kranken gnädig!"

Unter Fürchten und Hoffen nahte der Abend, und es trat eine Pause in dem Schießen und Minensprengen ein. Der Bischof Kolonitsch, welcher bis jetzt auf den Wällen gewesen war und den Sterbenden und Verwundeten beigestanden hatte, kehrte ermüdet zurück, um sich in die Spitäler zu begeben. Für die Laternen in den

Straßen fehlte es an Oel, aber die Bürger hatten in jeder Straße einen Holzstoß errichtet und dort zusammengeschleppt, was sich Brennbares in ihren Häusern befand. Völlige Dunkelheit hätte ihre Lage ja doppelt schrecklich gemacht. Bei den Feuern saßen zerlumpte Männer und Weiber und sorgten, daß die Flammen nicht ausgingen. Hier und dort sprang Einer empor und küßte ihm die Hand. Ein altes Mütterchen weinte helle Thränen. „Ew. Gnaden," sagte sie, „es wäre gut, wenn der liebe Gott ein Einsehen haben und mich von der Welt nehmen wollte, denn meine beiden Söhne und Brodsorger sind auf den Mauern geblieben, und wenn Gott giebt, daß die Stadt verschont wird, muß ich doch vor Hunger sterben."

Der Bischof griff in die Tasche, um ihr ein Almosen zu geben, aber er hatte bereits Alles vertheilt. „Kommt morgen früh zu mir," sagte er; „laßt aber den Muth nicht sinken, denn der liebe Gott lebt noch, und Ihr sollt auf keinen Fall vergessen werden."

Sie küßte ihm noch einmal die Hand und kehrte wieder zu dem Feuer zurück. Der Bischof aber setzte seinen Weg fort und folgte den, von Entfernung zu Entfernung brennenden Feuern. Tiefer in der Stadt herrschte Todtenstille; die ermüdeten Bewohner hatten sich zurückgezogen, um nach langem Wachen einen festen Schlaf zu thun. Zuweilen hörte er den Schritt der Wachen und der Mannschaften, welche zu den Mauern zogen. Schweigend schritten sie dahin, aber wenn sie den Bischof sahen, machten sie ihren militärischen Gruß, denn Alle schauten mit ungetheilter Ehrfurcht zu ihm auf. Er war ja der Engel aller Traurigen.

Jetzt hatte er das Hospital erreicht und begab sich

zu die Krankenstube des Hauptmanns Gregorowits. Der Mönch saß noch am Bette und flüsterte dem Bischofe zu: „Er thut einen festen und gesunden Schlaf, und der Arzt meint, die Verwundung werde bald heilen."

„Gott gebe es," antwortete der Bischof.

Er setzte sich ebenfalls an das Lager und holte sein Brevier hervor, aber er hatte noch nicht lange gebetet, als eine furchtbare Kanonade begann. Die Türken schienen es sich in den Kopf gesetzt zu haben, heute Nacht die Stadt der Erde gleich zu machen. Die Kugeln mußten eine große Verheerung anrichten, denn ringsum hörte man Krachen und Rasseln. Schornsteine und Wände stürzten ein, Tausende von Dachziegeln zerschellten auf dem Boden, Fenster klirrten und Glasscheiben zersplitterten; dazu gesellte sich das Geschrei der Leute, welche aus ihren Häusern stürzten; aber die Kaiserlichen erwiederten das Feuer mit gleicher Heftigkeit und es that den Türken gewaltigen Schaden.

Gregorowits erwachte und hörte den Kanonendonner. „Mein Schwert," rief er, „ich muß auf den Wall! Sie dringen ein, wenn wir nicht Alle wie ein Mann stehen!"

Die rasche Bewegung, welche er machte, um sich zu erheben, verursachte ihm einen scharfen, stechenden Schmerz und er sank wieder zurück.

„Habe noch Geduld, mein Sohn," sprach der Bischof, „bald wirst Du geheilt sein, und dann sollst Du wieder am Kampfe Theil nehmen, aber jetzt bedarfst Du noch der Ruhe."

Der Kanonendonner wurde mit jedem Augenblicke schwächer, endlich verstummte er gänzlich und es trat

Ruhe ein. Man hörte nur das Aechzen und Wimmern der Verwundeten aus den Krankensälen. Der Hauptmann schlummerte wieder ein. Der Bischof aber setzte sein Gebet fort, und als er geendigt hatte, lehnte er sich in den Sessel zurück, um eine kurze Ruhe zu genießen, denn auch er war zum Umfallen müde.

VI.

Während es in Wien den Anschein hatte, als sei Alles verloren und während die Verzweiflung von Tag zu Tag stieg, bereitete sich die Hülfe vor. Endlich waren der Herzog von Lothringen und die Polen zusammengetroffen. Sie standen bei Hollabrunn, die Oesterreicher mit siebenundzwanzigtausend einhundert, die Polen mit sechsundzwanzigtausend Mann; dazu kamen eilftausend vierhundert Sachsen, eilftausend dreihundert Bayern, so wie achttausend vierhundert des fränkischen und des schwäbischen Kreises, im Ganzen vierundachtzigtausend achthundert Mann, wovon achtunddreißigtausend siebenhundert zu Fuß und sechsundvierzigtausend einhundert zu Pferde. Auch waren einhundertsechsundachtzig Kanonen beim Heere.

Kaiser Leopold hatte die Absicht gehabt, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen; aber Sobiesky, der Polenkönig, widerrieth es ihm, und da sich bereits zwei erprobte Heerführer bei der Armee befanden, so stand er davon ab.

Als der berühmte Polenkönig sich mit dem kaiserlichen und dem Reichsheere vereinigte, flog vor dem polnischen lange Zeit ein Adler her. Dieses hielt man für eine glückliche Vorbedeutung.

Das christliche Heer fand den Weg offen und ging bei Tuln über die Donau, ohne einen Türken zu Gesicht zu bekommen. Am folgenden Tage war das Heer bei St. André und Königsstädten und zwei Tage später am Fuße des Kahlenberges. Den 11. September verbrachten die Kaiserlichen mit dem Ebnen der Wege, schugen Brücken über die Tiefen und rückten auf die Höhen, so daß am Abend der Kahlenberg mit der kaiserlichen Armee bedeckt war.

Auf dem Leopoldsberge pflanzten sie eine große Fahne auf. Sie war glühend roth und von einem weißen Kreuze durchschnitten. Welch' ein Anblick für die Belagerten in Wien, die sich schon ganz der Verzweiflung hingegeben hatten. Alle, welche noch gehen konnten, verließen ihre Häuser, standen jauchzend auf den Wällen und reckten der flatternden Fahne ihre Arme entgegen. Von den Wällen liefen die Schaaren in die Kirchen und dankten Gott für die nahe Errettung.

Starhemberg lag auf dem Stephansthurme auf den Knieen. Seine Brust hob und senkte sich und eine unbeschreibliche Wonne durchströmte sein Herz. Er stieg hinab und eilte mit beschleunigten Schritten zu den Wällen und den Lagerplätzen. Ueberall gab er Befehle, damit morgen ein großer Ausfall gemacht werden könnte. Ordonanzen flogen hin und her, das Pflaster dröhnte von den Hufen der Pferde. Auf den Gesichtern der Einwohner leuchtete wieder Freude und Vertrauen, die Physiognomie der Stadt war plötzlich eine andere geworden.

Das Gerücht von der Annäherung des Heeres drang auch in das Hospital, wo der Hauptmann Gregorowits lag. Mit einem Freudenruf erhob er sich. „Ich muß auf den Wall," sagte er, „ich darf hier nicht müßig liegen!"

Der Mönch bat ihn mit eindringlichen Worten, sich still zu verhalten; aber es half kein Reden, kein Bitten und Ermahnen. Nachdem ihm der Mönch den Arm mit einem Tuche befestigt hatte, verließ er das Hospiz und eilte dem Walle zu. Noch war er so schwach, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte, aber die aufregende Freude machte ihn stark, und als er die rothe Fahne mit dem weißen Kreuze sah, da zuckte und bebte sein Herz vor Entzücken.

Endlich verhüllte die Nacht die Fahne; da übergab Starhemberg einem muthigen Reiter einen Zettel an den Herzog von Lothringen, auf welchem nur die wenigen Worte geschrieben standen: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit mehr verlieren!“ Es war der letzte Aufschrei eines zum Tode müden Mannes. Zugleich ließ er vom Stephansthurme Raketen aufsteigen, die man nur als Nothsignale auffassen konnte.

Der Reiter durchschwamm unter dem Schutze der Nacht die Donau und überbrachte glücklich das kleine, aber sehr eindringliche Schreiben. In Wien verging die Nacht in großer Unruhe, Niemand schloß ein Auge, Alles wartete auf den kommenden Morgen.

Die Türken hatten sich eine solche Entwicklung des Krieges nicht gedacht, sondern waren des festen Glaubens gewesen, die Stadt werde fallen, ehe das kaiserliche Heer zu Hülfe kommen könne. Jetzt sahen sie sich bitter getäuscht. Kara Mustapha war in furchtbarem Zorn, denn er fürchtete die Ungnade des Sultans. Plötzlich rief er die Truppen aus der Leopoldsstadt zurück und schlug sein Zelt bei der Spinnerin am Kreuz auf. Hunderte von Zelten verschwanden wie durch Zauber, Tausende von Kameelen und Lastthieren wurden nach Ungarn hinge-

trieben, und eine auserlesene Schaar seiner Truppen rückte gegen den Kahlenberg vor.

Sodann berief er einen Kriegsrath und fragte die Paschas um ihre Meinung. Der Pascha von Ofen gab den Rath, die Belagerung aufzuheben, die Wälder zu verhauen, das Lager zu verschanzen und den Angriff der Christen abzuwarten; wenn dieser mißlänge, würde die Stadt dennoch fallen.

Kara Mustapha verwarf diesen Rath und pochte auf seine einhundertsiebenzigtausend Mann, mit denen er den Christen um mehr als das Doppelte überlegen war. Er wollte die Schlacht annehmen und zugleich die Belagerung fortsetzen.

Endlich brach der Morgen des 12. September an, und auf dem Leopoldsberge, auf dem die kaiserlichen Heerführer standen, bereitete man sich durch einen feierlichen Gottesdienst auf die Schlacht vor. Der steinalte Kapuziner Marcus Arianus, welcher im Rufe der Heiligkeit stand und die Gabe der Weissagung besaß, las in der Leopoldsburgkapelle die heilige Messe; der König von Polen bediente ihn bei derselben, und mehr als dreißig Fürsten lagen um den Altar auf den Knien. Auch zwei Brüder der Kaiserin befanden sich darunter. Sie waren von Düsseldorf gekommen, um ihrer Schwester und ihrem Schwager in jenen verhängnißvollen Tagen zur Seite zu stehen.

Eleonore hatte sie nur ungern ziehen lassen, denn noch blutete ihr Herz wegen des Todes ihres Bruders Wolfgang Georg, welcher am 7. Juni desselben Jahres, von Rom kommend, plötzlich von einem hitzigen Fieber ergriffen wurde und in wenigen Tagen starb. Zu Wiener Neustadt war er beigesetzt worden und hatte den Rhein

nicht mehr gesehen. Jetzt bebte ihr Herz bei dem Gedanken, auch diese beiden Brüder könnten in der Schlacht fallen.

Nach der Messe nahmen die Fürsten das heilige Abendmahl; Marcus ertheilte ihnen den Segen und weissagte ihnen den Sieg. Hierauf schlug der Polenkönig seinen Sohn Jakob zum Ritter, dann verließen sie alle die Kirche, und das Heer trat seinen Marsch zur Schlacht an.

Zu Nußdorf begann der Angriff. Den ganzen Tag wogte die Schlacht, bald wurden die Türken, bald die Christen zurückgedrängt; es war ein mörderischer Kampf, in welchem beide Heere denkwürdige Proben unvergleichlicher Tapferkeit ablegten.

Abends um sechs Uhr war die Schlacht entschieden; die Türken flohen in wilder Flucht von dannen. Nur in den Laufgräben hielten sie noch und beschossen die Stadt, aber von allen Seiten umringt und niedergehauen, mußten auch sie auseinanderstieben und in der Flucht ihr Heil suchen.

Die beiden Heerführer, der König von Polen und der Herzog von Lothringen, blieben die ganze Nacht über mit ihrem Heere auf dem Schlachtfelde, denn sie fürchteten einen Angriff der Türken, der indessen unterblieb. Da der Kampf um sechs Uhr Abends beendigt war, und die Einwohnerschaft noch allenthalben umherstand und mit unbeschreiblicher Spannung auf das Resultat der Schlacht wartete, so wurde der Sieg sofort bekannt. Wohl waren alle Gemüther mit Freuden erfüllt, aber man war doch noch nicht ganz sicher, ob sich der Kampf nicht während der Nacht erneuern würde; deßhalb kam die Freude noch nicht zum lauten Ausbruche; am folgenden Morgen aber überfluthete sie alle Grenzen; von allen

Kirchthürmen läuteten die Glocken, auf den Straßen fielen sich die Erlösten unter Freudenthränen in die Arme. Die Scenen des Jubels erschütterten die Herzen fast noch mehr, als es die Leiden gethan.

Früh am Morgen wurde der Graf Auersperg mit der Siegesbotschaft an den Kaiser geschickt, und der Kaiserin wurde die Nachricht überbracht, daß ihre beiden Brüder ohne Wunden davon gekommen seien.

Das Schlachtfeld sah wahrhaft schreckenerregend aus, denn die Türken lagen in ganzen Reihen dahingemäht, aber auch der Kaiserlichen lagen viele in ihrem Blute. Zum Leidwesen Starhemberg's fand man auch den Hauptmann Gregorowits zwischen einem Haufen Türken liegen. Er hatte es sich nicht versagen können, trotz seiner Wunde am Kampfe Theil zu nehmen. Glücklicher Weise war er nur betäubt und kam bald wieder zu sich.

Erst nach und nach wurde man gewahr, wie gewaltig die Beute war, welche den Kaiserlichen in die Hände fiel. Man erbeutete dreihundertsiebzig Kanonen, unzählige Standarten und Roßschweife, fünfzehntausend Zelte, zehntausend Büffel und Ochsen, fünftausend Kameele, zehntausend Schafe, hunderttausend Metzen Korn, ungeheure Quantitäten von Lebensmitteln und Kriegsmaterial aller Art. Es fand sich so viel Kaffee vor, daß der Gebrauch allgemein wurde.

Die Lebensmittel kamen den ausgehungerten Wienern wohl zu statten; es wurden deren so viel in die Stadt gebracht, daß alle Ueberfluß hatten.

Dem Könige Sobiesky von Polen wurde das Zelt des Kara Mustapha gegeben. Es war eine reiche Beute, denn es strotzte förmlich von Kostbarkeiten.

Am folgenden Tage wurde den Soldaten erlaubt,

das Lager zu plündern. Sie fanden in den Zelten eine solche Menge von Gold und Kostbarkeiten, daß die übrigen Gegenstände keinen Werth mehr für sie hatten. Freigebig überließen sie diese den Bürgern von Wien. Diese ergossen sich in unübersehbaren Schaaren durch die Thore, durch die Breschen und über die Wälle.

Viele, deren Häuser in den Vorstädten niedergerissen worden waren, konnten die Stätte kaum wiederfinden, so arg hatte die Verwüstung gehaust, aber in den Kellern und Gewölben fanden sie so viel türkischen Vorrath aller Art, daß einzelne davon ihr Haus wieder aufbauen konnten.

Bischof Kolonitsch dachte nicht an Gewinn und Beute; er suchte nach edlern Schätzen, nämlich nach den Christenkindern, welche die Türken hinweggeschleppt. Fünfhundert dieser Unglücklichen las er auf dem blutigen Schlachtfelde auf, nahm sie mit nach Wien und sorgte für sie. Es war eine geräuschlose That, aber sie verdiente das schönste Ruhmesreis. Die Geschichte hat sein Benehmen nicht vergessen, und es gereicht uns zur besondern Freude, es hier noch einmal zu verzeichnen.

Die Sieger, welche die Nacht über auf dem Schlachtfelde geblieben waren, wollten den Einzug in die Residenzstadt feierlich begehen; sie ordneten sich deßhalb zur bestimmten Stunde vor dem Stubenthore und nahmen folgende Ordnung ein: der Zug wurde eröffnet durch eine Schaar polnischer Edeln, dann folgten der König Sobiesky, der Graf Starhemberg und die übrigen Fürsten. Ihnen schloß sich dann das Gros der Sieger mit ihren mannigfaltigen Uniformen an. Der Zug ging geraden Weges zu den Augustinern, wo der König von Polen und seine Begleiter die heilige Messe hörten. Als sie beendigt

war, stimmte Sobiesky selbst das Te Deum an, und dreihundert Kanonenschüsse verkündigten der ganzen Umgegend den Sieg.

Man kann sich leicht vorstellen, welche allgemeine Freude in Wien herrschte und wie die Soldaten mit den Bürgern fraternisirten. Nach dem langen Leide und der großen Bangigkeit herrschte einmal wieder jene unbefangene Fröhlichkeit, die dem Wiener zur zweiten Natur geworden ist.

Am 14. September kamen der Kaiser und die Kaiserin nach Wien und zogen mit ihrem glänzenden Gefolge in den Stephansdom, wo sie in Gesellschaft der Sieger und der Vornehmsten des Reiches dem Te Deum beiwohnten. Später nahm Leopold mit den Churfürsten von Sachsen und Baiern in der Stallburg das Mittagmahl ein. Die Kaiserin speiste unterdessen mit ihren Brüdern und freute sich, daß sie ohne Wunden davongekommen waren. Sie unterhielten sich bei Tische von ihrem lieben Düsseldorf; sie plauderten von Vater, Mutter und Geschwistern, besonders aber von den Carmelitessen, welche die Kaiserin noch immer nicht vergessen konnte. So oft sich Gelegenheit bot, schickte sie denselben ein Andenken oder eine Unterstützung an Geld. Auch jetzt sollte das geschehen; sie war um so geneigter dazu, da Gott sie mit einer solchen Fülle von Gnaden überhäuft hatte. Die Brüder sollten die Geschenke mit nach Düsseldorf nehmen und sie persönlich überreichen, denn dadurch gewannen sie doppelt an Werth.

Am Nachmittage dieses Tages ritt der Kaiser mit einem großen Gefolge in das Lager bei Schwechat, wo er dem Könige von Polen für seine Hülfe und den großen Sieg dankte. An der Stelle, wo sich die beiden

Männer inmitten einer großen Zahl von Generälen und hohen Offizieren begegneten, wurde zum ewigen Andenken an dieses denkwürdige Ereigniß eine Pyramide aufgerichtet, die noch heute steht.

Starhemberg's Ausdauer und Tapferkeit wurde vom Kaiser nicht allein anerkannt und bewundert, sondern auch belohnt; er ernannte ihn zum Feldmarschall, Staats- und Conferenzminister und gab ihm hunderttausend Reichsthaler und einen kostbaren Ring.

Auch andere Fürsten erkannten seine großartigen Dienste an; Papst Innocenz XI. dankte ihm durch ein eigenes Breve, der König von Spanien sandte ihm das goldene Vließ. Die Stadt Wien wollte nicht zurückbleiben, sie befreite auf ewige Zeiten sein Haus von Abgaben.

Auch alle Uebrigen, welche sich bei der Vertheidigung der Stadt besonders hervorgethan hatten, wurden belohnt. Der Hauptmann Gregorowits war zum Kriegsdienste untauglich geworden; er erhielt mit einer ansehnlichen Pension den Abschied, und konnte nun seine unterbrochenen Studien wieder aufnehmen. Seine Mutter pflegte ihn so gut, daß die Nachwehen seiner Verwundungen bald verschwanden, aber das Auge konnte sie ihm doch nicht zurückgeben. Er selbst bedauerte den Verlust kaum, denn er meinte, ein schöneres und ehrenderes Andenken hätte ihm doch der Sieg nicht zurücklassen können.

Der Bischof Kolonitsch zog sich wieder in seinen Sprengel zurück. Es folgte ihm die Dankbarkeit des ganzen Landes und man betrachtete ihn allgemein als einen Engel, den Gott zum Heile der Menschheit auf die Erde gesetzt habe. Der Papst aber sandte ihm den Kardinalshut.

Sobiesky marschirte mit seinen Polen nach Ungarn und erfocht über die Türken einen glänzenden Sieg bei Párkány. Vierzehntausend Spahis und zehntausend Mann Fußvolk fielen, und nur dreihundert Mann entkamen dem allgemeinen Blutbade. Am 21. Oktober eroberte er auch die Stadt Gran, welche achtundsiebenzig Jahre in den Händen der Türken gewesen war.

Kara Mustapha welcher den Feldzug mit so großprahlerischen Worten begonnen hatte und so schmählich unterlegen war, fürchtete den Zorn des Sultans und suchte denselben auf einen Andern zu lenken. Einen geeigneten Sündenbock fand er in Ibrahim Pascha, dem Statthalter von Ofen. Ihm bürdete er alle Schuld auf und wusch sich selbst lilienrein. Damit die Vertheidigung des Pascha unmöglich wurde, ließ er ihn hinrichten.

Der Sultan ließ sich durch den falschen Bericht seines Großveziers irre leiten und schickte ihm zur Belohnung für seine vermeintlichen guten Dienste ein belobendes Handschreiben und einen mit Juwelen besetzten Säbel.

Kara Mustapha ließ sich diese Ehrenbezeugungen gefallen und zog stolz gen Belgrad, wo er vor seinem Abzuge nach Wien eine Moschee hatte erbauen lassen.

Am türkischen Hofe waren unterdessen auch andere Berichte eingelaufen, in denen die Unfähigkeit des Großveziers auf eine überzeugende Weise nachgewiesen wurde.

So kam es, daß ihm bei seinem Eintritte in Belgrad ein anderer Empfang wurde, als er sich geträumt hatte. Mit ihm zugleich traf ein Bote des Sultans ein, welcher den Behörden von Belgrad ein großherrliches Schreiben überbrachte. Es enthielt das Todesurtheil des gefürchteten Ministers und den Auftrag, daß er sofort hingerichtet werde.

Damit ihm nicht Zeit zur Empörung bliebe, wurde er aus der Mitte seiner Janitscharen herausgerissen und in's Gefängniß geschleppt. Hier ergriffen ihn um Mitternacht die Henker und machten seinem Leben ein Ende. In der Moschee, die er vor seinem Abzuge nach Wien erbaut hatte, um sich des Himmels Gunst zu sichern, wurde er begraben.

Als später Belgrad durch die Kaiserlichen erobert wurde, drangen sieben Soldaten hinein, erbrachen das Grab und beraubten den Todten seiner Kleider; der Kopf aber wurde dem Bischofe Kolonitsch geschickt. Kara Mustapha hatte nämlich während der Belagerung von Wien den Schwur gethan, diesen trefflichen Kirchenfürsten köpfen zu lassen.

Kolonitsch mochte den Kopf seines Feindes nicht in seinen Gemächern haben; er schenkte denselben der Stadt Wien, und diese übergab ihn dem bürgerlichen Zeughause, wo dieser Schrecken Wiens noch heute zu sehen ist.

Der Krieg war noch lange nicht beendigt, aber die Türken waren einmal im Verluste; es ging ihnen eine Stadt nach der andern verloren, und im Jahre 1684 gewann der Kaiser noch einen Verbündeten an der Republik Venedig. Wischegrad, Waitzen und Pest fielen den Kaiserlichen in die Hände, und am Jahrestage der Befreiung von Wien stand der Herzog von Lothringen unter den Mauern von Ofen, aber es entspann sich vorher eine Schlacht, in welcher der Herzog einen glänzenden Sieg davontrug. Die Haupttrophäe desselben war die große, acht Ellen lange und vier Ellen breite Fahne des Seraskiers, die in der Mitte blutroth war. Sie wurde nach Wien geschickt, eine Zeitlang im Dome des heiligen Stephan ausgestellt und dann in das bürgerliche Zeughaus gebracht, wo sie den Stolz der Wiener bildete.

Die Eroberung von Ofen kam nicht zu Stande; dagegen waren Leopolds Waffen in Kroatien fast allenthalben siegreich. Im Jahre 1685 wurde nach einer blutigen Schlacht Neuhäusel erobert.

Der Seraskier, welcher so viele Niederlagen erlitten hatte, brauchte nun ebenfalls einen Schuldigen, und er machte es, wie Kara Mustapha. Ibrahim Scheitan (das ist der Teufel) handelte seinem Namen gemäß, wälzte die beiden unglücklichen Feldzüge auf die Schultern des Kurutzenkönigs Tököly und berief denselben nach Großwardein.

Tököly, welcher nichts Böses ahnte, beeilte sich, dem Rufe zu folgen, aber kaum war er in Großwardein angekommen, als ihn der dortige Pascha gefangen nahm. Mit Ketten beladen wurde er auf einen Wagen gesetzt und, von hundert Janitscharen begleitet, nach Adrianopel geschickt. Dieses treulose und ungerechte Verfahren schreckte viele Städte, die unter türkischer Hoheit standen. Da sie eine ähnliche Behandlung fürchteten, so öffneten sie freiwillig dem christlichen Kaiser ihre Thore.

Tökölys Leben hing an einem Haare, und er wäre ganz sicher hingerichtet worden, wenn der Sultan nicht den schleunigen Tod des Seraskiers selbst befohlen hätte. Der Nachfolger des Hingerichteten ließ ihn los.

Jetzt dachte der Kaiser ernstlich an die Belagerung von Ofen, und dieselbe war so populär, daß aus ganz Europa Freiwillige herbeiströmten, um sich an der Belagerung zu betheiligen. Der Angriff und die Eroberung aber waren nicht leicht, denn der Pascha von Ofen war mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf reichlich versehen und hatte innerhalb der Festungsmauern sechzehntausend Mann tapferer und entschlossener Kerntruppen; auch befanden sich die Festungswerke in vortrefflichem Zustande.

Das war nicht sehr lockend für die Kaiserlichen, aber sie waren dennoch fest entschlossen, sich der wichtigen Festung zu bemächtigen und zogen vor die Stadt. Der Pascha versammelte die Seinigen, ließ Geld unter sie vertheilen und ermahnte sie unter Versprechung von großen Belohnungen zum äußersten Widerstande. Am 18. Juni des Jahres 1635 lag das christliche Heer vor der Stadt und schlug sogleich eine Abtheilung Türken, welche sich Bahn brechen wollten, um in die Festung zu gelangen. Dadurch machten sie außerdem noch eine große Beute. Der Pascha hatte nämlich seine und der vornehmsten Türken Schätze in zwölf Schiffen auf die Insel Csepol geschickt. Sie fielen den Christen in die Hände und hatten einen Werth von zweihunderttausend Gulden.

Nach fünfzehn Tagen nahmen die Christen die untere Mauer und begannen nun die Belagerung der Festung selbst. Das Herz zuckt einem zusammen, wenn man die Berichte über diese Belagerung liest; auf beiden Seiten wurden Thaten verrichtet, die sich kühn mit den heldenhaftesten Kriegsthaten der alten Zeit vergleichen konnten, aber es floß auch so viel Blut, daß die Begeisterung nicht aufkam.

Bei den Stürmen wurden die Kaiserlichen oft mit Erde, Steinen, Pech und Schwefel überschüttet, und sie fielen zu Hunderten und Tausenden, aber weder Feuer noch Flammen, weder Kugel noch Schwert konnten sie zurückhalten; immer von Neuem begannen die Stürme Lange Mauerstrecken stürzten nieder, Pulverthürme flogen in die Höhe, der Schrecken wuchs von Stunde zu Stunde, aber der Muth ließ auf beiden Seiten nicht nach.

Die Mauern von Ofen waren am 13. August durch das beständige Schießen so erschüttert, daß die Christen

einen allgemeinen Sturm wagten. Mit einer unbeschreiblichen Tapferkeit drangen sie vor, aber die Belagerten griffen zu Mitteln, die sonst im Kriege nicht üblich sind. Sie schleuderten Säcke mit brennendem Schwefel und Pech unter die Christen, so daß dieselben von den Flammen ergriffen wurden und lichterloh brannten. Einige liefen in die Donau, andere stürzten todt zusammen. Dennoch wurde von Neuem gestürmt, und es gelang, eines der bedeutendsten Vorwerke zu nehmen.

Diejenigen, welche flohen, wurden von ihren Führern mit gezückten Schwertern in die Bresche zurückgetrieben. Schon wehte die kaiserliche Fahne auf derselben, als eine Mine aufflog und die Christen mit in die Luft nahm. Neue Schaaren stürmten heran, auf beiden Seiten wurde mit einer wahren Raserei gestritten; endlich wurden die Türken von den Mauern herabgeworfen und die Außenwerke blieben in den Händen der Sieger. Die innere Mauer schützte der Pascha dadurch, daß er Holz, Pech und Schwefel in den Graben werfen und anzünden ließ.

Die Besatzung befand sich jetzt in einer verzweifelten Lage, denn die gesammten Außenwerke befanden sich in den Händen der Christen. Der Pascha wurde durch einen Trompeter zur Uebergabe aufgefordert; anfangs weigerte er sich, als ihm aber ein Gesandter geschickt wurde, zog er nach und nach gelindere Seiten auf. Vielleicht geschah es nur, um das türkische Entsatzheer, welches sich auf dem Marsche befand, abzuwarten.

Mit diesem entspannen sich jetzt blutige Kämpfe. Zweitausend Janitscharen hatten den Schwur gethan, sich um jeden Preis in die Festung zu werfen. Bei diesem Beginnen fielen die meisten; dreihundert aber drangen in die Stadt, und über diesen kleinen Zuwachs an Hülfe

war die Freude so groß, daß alle Kanonen der Stadt abgefeuert wurden.

An diesem Tage fingen die Christen einen türkischen Taucher auf, worin der Pascha dem heranrückenden Vezier die Noth der Stadt und das unaufschiebbare Bedürfniß eiliger Hülfe schilderte.

Der Kampf tobte jetzt allenthalben um die Mauern, und die Türken legten eine bewunderungswürdige Tapferkeit an den Tag; sie standen wie eiserne Pfeiler und ließen sich erschlagen, ohne zu wanken; aber sie kamen immer mehr in Verlust, das heranziehende Türkenheer wurde so sehr geschlagen, daß der Herzog von Lothringen am 2. September einen allgemeinen Sturm wagen durfte. Nach einer furchtbaren aber vergeblichen Gegenwehr wurde die Festung genommen, und die Christen zogen mit lautem Jubel in die Stadt Ofen.

Die Türken waren mit dieser Eroberung allerdings noch nicht aus dem Lande geschlagen, aber ihre Sterne erbleichten immer mehr, und wenn ihnen auch zuweilen ein kleiner Sieg zufiel, so verloren sie doch immer mehr an Terrain, und eine Stadt nach der andern kam in die Hände der Christen. Endlich mußten sie um den so lange hartnäckig verweigerten Frieden nachsuchen, denn ihre Kraft war so geschwächt, daß sie den Krieg nicht länger fortsetzen konnten.

Im Oktober 1698 wurde in der Ebene von Kartowitz ein doppeltes Lager aufgeschlagen; in dem einen befanden sich die österreichischen, in dem andern die türkischen Gesandten und Friedensunterhändler, und in der Mitte stand das Conferenzhaus, in welchem die Berathungen gehalten wurden.

Die Friedensunterhandlungen dauerten ziemlich lange,

erst am 26. Juni 1699 kamen sie zum Abschlusse. Aus einem seltsamen Grunde wurde die Unterzeichnung bis drei Viertel auf zwölf verschoben. Der türkische Bevollmächtigte Reis-Effendi-Rami, hatte nämlich die astronomische Berechnung gemacht, daß in langer Zeit der Verein der Gestirne zur Unterschrift nicht so günstig sein werde, als gerade in jener Stunde. Aus Artigkeit gab man nach. Als die Stunde schlug, öffneten sich die vier Thüren des Saales; die Botschafter unterschrieben und gaben sich den Friedenskuß, nachdem die Verhandlungen zweiundsiebenzig Tage gedauert hatten.

Für die Türken war dieser Frieden höchst nachtheilig; das Herausdrängen aus Europa hatte damit begonnen.

Wir haben nun noch zu sehen, wie es dem Tököly erging, der sich durch seine Empörung und Treulosigkeit so schwer am Kaiserreiche vergangen hatte.

Ehe an die Friedensverhandlungen gegangen wurde, wollten ihn die Kaiserlichen ausgeliefert haben, weil durch ihn allein der Krieg entstanden sei, aber die Türken weigerten sich. Zwar sprachen sie offen ihre Verachtung gegen ihn aus, aber sie wollten ihn dennoch behalten, um ihn später als Hund zu gebrauchen, welcher den Kaiserlichen, falls der Krieg nicht zu Stande kam, in die Beine fahren sollte.

Die Kaiserlichen bestanden schließlich nicht auf seiner Auslieferung. Die Türken beherbergten ihn eine Zeitlang in Konstantinopel, aber er war dort nur ungern geduldet. Später wurde er nach Kleinasien verwiesen, wo er starb.

Seine Gemahlin Helena war den Kaiserlichen in die Hände gefallen, und hätte es dem Volkswillen nachgegangen, so würde sie sobald nicht losgekommen sein,

aber die Kaiserin Eleonore hatte großes Mitleiden mit ihr und brachte es dahin, daß sie gegen einen kaiserlichen General ausgewechselt wurde. Sie folgte ihrem Gatten nach Kleinasien. Ihr Geschlecht und das ihres Gatten starben mit ihrem Tode aus.

Der Krieg mit den Türken hatte sein Ende erreicht, aber es kehrte noch immer keine Ruhe in Deutschland ein. Die Franzosen fischten noch im Trüben, und dann entstand der spanische Erbfolgekrieg, welcher ebenfalls noch lange die Welt in Unruhe erhielt. Leopold erlebte das Ende desselben nicht.

VII.

Aus dem Vorstehenden haben wir des Längeren ersehen, daß die Kaiserin Eleonore von dem Zeitpunkte an, wo sie ihre Vaterstadt Düsseldorf verließ, bis zum Tode ihres Gemahls beständig von Blut und Krieg umgeben war. Wie sehr dieses auch ihrem Gemüthe widerstrebte, so fühlte sie sich doch in ihrem Familienleben sehr glücklich. Man hatte ihr nicht zu viel gesagt, als man ihr den Bräutigam als einen frommen und tugendhaften Mann schilderte. Sie fand dieses im vollsten Maße bestätigt. Er gewährte ihr nicht allein mit Freuden die Freiheit, den Armen in großartigem Maßstabe Gutes zu thun, sondern vereinigte sich auch mit ihr in jenen gottesdienstlichen Uebungen, die sie schon in Düsseldorf so lieb gewonnen hatte.

Uebrigens bewies sie sich auch stets als eine sehr hellsehende Frau und schaute in politischen Dingen viel weiter, als mancher Staatsmann, der sich sein ganzes Leben lang nur mit politischen Fragen beschäftigt hatte. Die Kaiserin kam eben mit dem Kronprinzen und seinem Bruder von einer Spazierfahrt zurück; in einem einfachen Wagen, der heute einem wohlhabenden Bürger

zu ärmlich sein würde, fuhr sie an der Hofburg vor. Die Wachen präsentirten das Gewehr; sie stieg aus und schritt mit dem Prinzen in ihre Gemächer. Die dicken, plumpen Mauern, die finstern, zierdelosen Treppen und die einfach möblirten Zimmer machten für eine Kaiserwohnung einen dürftigen Eindruck, und Eleonore hatte in Düsseldorf schöner und angenehmer gewohnt; aber die Frau, welche mit der engen Zelle im Carmelitessenkloster zu Düsseldorf hatte zufrieden sein wollen, machte keinen Anspruch auf Glanz und Luxus. Es war ihr genug, daß sie aus diesen prunklosen Gemächern über eine halbe Welt Segen ausstreuen konnte.

Unter ihrem Zimmer befand sich ein kleiner Platz mit Blumen und Bäumen. Er hieß das Paradiesgärtlein; doch war dieser Name viel zu hochtrabend für das bescheidene Plätzchen. Gleichwohl hatte sie demselben ihre Gunst zugewendet, denn hier weilten ihre Kinder gern, und sie konnte ihre Spiele von ihrem Zimmer aus überwachen.

Der Erzieher der jungen Prinzen trat jetzt ein. Er war nach der am Hofe herrschenden spanischen Mode gekleidet. Ein schwarzer offener Mantel bedeckte die übrige Kleidung; die Strümpfe und die Feder auf dem Hute waren scharlachroth.

Er nahm den Hut vom Kopfe, verbeugte sich tief vor der Kaiserin und fragte, ob sie ihm in Betreff der Prinzen Aufträge zu geben habe.

„Keine, als die alten," gab sie zur Antwort. „Erziehen Sie dieselben in der Furcht des Herrn und befestigen Sie in ihnen den Begriff, daß sie als Söhne des Herrschers eines großen Reiches dazu berufen sind, seine Unterthanen glücklich zu machen. Sie sollen sich früh

daran gewöhnen, selber wenig Bedürfnisse zu haben, um desto besser die nothwendigen Bedürfnisse unserer Landeskinder befriedigen zu können. Vor allen Dingen sollen sie nicht vergessen, daß auch die Kaiserkrone aus der Hand Gottes kommt, und daß ein Fürst, welcher sich den Willen Gottes nicht zur obersten Richtschnur nimmt, nicht werth ist, auf einem Throne zu sitzen."

Der Hofmeister verneigte sich, nahm die Prinzen bei der Hand und verließ das Gemach. Bald nachher ließ der Kaiser seiner Gemahlin sagen, er werde die Abendmahlzeit bei ihr einnehmen. Er that es gewöhnlich, versäumte aber niemals, es ihr sagen zu lassen.

Die Mahlzeiten am kaiserlichen Hofe waren stets einfach, und der Kaiser, der doch über so viele Menschen und Länder gebot, gab Allen ein Beispiel der Mäßigkeit.

Bei der Mahlzeit, die bald nachher in einem kleinen, mäßig geschmückten Saale stattfand, erschienen mehrere regierende Fürsten und Grafen. Hofdamen trugen die Speisen und den Wein auf.

Dem Kaiser wurden, wie es bei ihm üblich war, drei Becher gebracht, der eine mit rothem Wein, der andere mit weißem und der dritte mit Wasser. Die Becher mit dem Weine waren nur halb gefüllt, denn er trank denselben nur mit Wasser gemischt. Heute war er sehr müde, denn er hatte in der Geheimrathssitzung eine stundenlange aufregende Berathung gehabt, viel geschrieben, ermüdende Audienzen gegeben und lange Vorträge angehört; aber im Kreise der Eingeladenen wurde er bald aufgeräumt und unterhielt sich mit den Fürsten, der Hofessitte gemäß, in der italienischen Sprache. Er war außerordentlich leutselig und sprach mit jedem der Anwesenden freundliche Worte.

Der Kaiser verweilte stets nur eine Stunde bei Tische; auch jetzt erhob er sich, grüßte die Gesellschaft und verließ den Saal. Die Kaiserin folgte ihm, während der Kronprinz Joseph, der römische König, noch bei den Gästen verweilte.

Leopold und seine Gattin traten in ein Gemach, welches zur Betkapelle umgeschaffen war. Hier knieten sie vor dem Altare nieder und hielten ein langes gemeinschaftliches Gebet. Dann erhoben sie sich, und jeder begab sich in ein anderes Gemach.

Eleonore setzte sich an den Schreibtisch, um ihrem Bruder, dem Churfürsten Johann Wilhelm zu Düsseldorf, Nachricht von sich zu geben. „Lieber Bruder," schrieb sie, „von der Wiener Hofburg nach dem schönen Rheinstrome ist eine große Entfernung, aber seit der Krieg nicht mehr so nahe bei unserer Residenz tobt und die Türken uns in Ruhe lassen, denke ich recht oft an das alte liebe Schloß, an Dich und die übrigen Geschwister und an die guten Bürger von Düsseldorf. Manchmal möchte ich sogleich auf und davon, um euch Lieben einen Besuch zu machen, aber meine Pflichten halten mich hier; auch eine Kaiserin hat ihre Arbeiten zu thun, ehe sie an das Vergnügen denken darf.

Wie oft erinnere ich mich an jene Zeit, wo ich noch als Kind durch die Gemächer auf dem Burgplatze wandelte oder zu den Nonnen im Carmelitessenkloster ging. Diese kleine stille Residenz, wo die Menschen alle so lieb und gut waren, wie heimelt sie mich noch heute an. Es ist wahr, ich habe hier einen großen und schönen Wirkungskreis gefunden, aber es geht Alles so in's Große und es kostet Mühe, wenn ich den Einzelnen kennen lernen will; in Düsseldorf aber kannte ich sie Alle und

Alle kannten auch mich; wir waren so zu sagen eine einzige große Familie, und wenn Jemand auf dem Schlosse betrübt war, dann waren es auch die Leute in der Stadt.

Freilich ist auch dort Vieles anders geworden. Vater und Mutter leben nicht mehr und von den Geschwistern sind auch nicht viele mehr übrig.

Man sagt mir, daß das alte Schloß in Düsseldorf unsere Hofburg an Schönheit jetzt weit übertrifft. Unser Bruder Karl Philipp ist deßwegen ungehalten auf Dich. Er sagt, es herrsche dort ein Glanz wie am Hofe zu Versailles, und man wage kaum, in den prachtvollen Gemächern laut zu athmen. Er weiß nicht genug von der Pracht und Herrlichkeit Deiner Residenz zu erzählen; er sagt, alle Personen, welche sich in Kunst und Wissenschaften hervorthäten, hätten an Deinem Hofe stets freie Tafel und Du gäbst an Maler, Schriftsteller und Musiker das Geld mit vollen Händen.

Nun, mein lieber Bruder, es ist gewiß schön, wenn man sich ein angenehmes Heim schafft, aber gehe nicht zu weit und drücke Deine Unterthanen nicht. Wenn Du es dem Könige von Frankreich gleich thun willst, dann wirst Du bald verarmt sein. Frankreich ist reich und groß; Dein Land aber klein und nicht reich. Weise ist es gethan, zu sparen, denn es können schlimme Zeiten kommen, in denen man selbst das Nothwendigste entbehrt. Dann kommen die Sparpfennige den Unterthanen und dem Fürstenhause zu Gute. Doch, mein lieber Bruder, ich habe nicht die Absicht, zu tadeln, aber da ich so viel älter bin, als Du, so darf ich Dir wohl zuweilen einen guten Rath geben. Karl Philipp übertreibt vielleicht auch. Da er selbst

allen Prunk haßt, so mag er denselben auch an Anderen nicht leiden. Nun, Jeder hat seine Richtung!

Um Eines aber kann ich Dich nicht oft genug bitten: Bleibe fromm und halte auch Deine Unterthanen zur Frömmigkeit an, denn wahrlich, die Güter dieser Erde haben nur geringen Werth, und es lohnte sich nicht, zu leben, wenn es keine höheren und edleren gäbe. Halte das immer vor Augen, mein lieber Bruder! Du wirst später finden, daß ich Dir einen guten Rath gegeben habe.

Mein Joseph scheint ganz in die Fußstapfen seines braven Vaters treten zu wollen; er ist arbeitsam, fromm und wohlwollend. Das sind Tugenden, über welche sich die Länder des Kaisers freuen können. Meine übrigen Kinder befinden sich ebenfalls wohl und sind gut geartet. Da habe ich also wohl Ursache, Gott alle Tage auf den Knieen zu danken.

Wie viel Gnade ist mir außerdem zu Theil geworden! Ich stehe nicht allein mit an der Spitze eines großen Staates, sondern bin auch als Ehegattin außerordentlich glücklich. Dürfte ein Sterblicher wohl mehr beanspruchen? Seit ich Kaiserin bin, habe ich mir's angelegen sein lassen, tüchtig zu arbeiten, und ich finde, daß ich dabei am gesündesten bin.

Auch Leopold hat die guten Einwirkungen der Arbeit sehr angenehm empfunden. In seiner Jugend war er schwächlich und leidend, in seinen Mannesjahren aber wurde er durch Arbeit und Mäßigkeit gesund und kräftig.

Du hast neulich den Wunsch ausgedrückt, etwas Näheres über das Privatleben des Kaisers zu hören. Du siehst es dieser kleinen aber majestätischen Gestalt schon an, daß sie Würde mit Freundlichkeit paart und ihre Stirne verräth den Freund der Wissenschaften! Schon

als Kind hatte er eine unzügelbare Liebe zu denselben, und damals neigte er sich sehr den geistlichen Studien zu. Diese Doppelneigung behielt er immer bei. Er sprach geläufig italienisch, spanisch, latein und französisch, auch schrieb er diese Sprachen mit Leichtigkeit. Als er später von Frankreich so viel ungerechtfertigte Angriffe zu erdulden hatte, bediente er sich der Sprache dieses Landes nicht mehr, mochte auch nicht hören, daß es ein Anderer that.

Als junger Mann lernte Leopold durch Vermittlung der Königin Christine von Schweden den Hamburger Gelehrten Peter Lambeck kennen. Diesen machte er zu seinem Bibliothekar, blieb ihm von Anfang an bis heute freundlich gesinnt und hörte nicht auf, sich in den Wissenschaften zu festigen und weitere Fortschritte in denselben zu machen. Lambeck mußte ihn überall hin begleiten, damit er in seinen Studien niemals ohne Hülfe und Nahrung sei. Geistige Beschäftigung that ihm stets noth. Er sorgte aber auch dafür, daß die Bildung in immer weitere Kreise eindrang.

Auch zu den schönen Künsten hatte er einen besonderen Trieb und er that für einzelne Zweige der Kunst, was in seinen Kräften stand. In der Musik war er ein Meister und componirte viele schöne Lieder, die wir gern in den Kirchen und im Familienkreise singen. Doch, wollte ich Dir Alles aufzählen, was den Kaiser auszeichnet, so würde ich heute nicht aufhören. Ich thue es auch nur, um Dir ein eindringliches Beispiel zu geben, und ich zweifle nicht, daß Du diesem großen Regenten gerne nachfolgen wirst.

Ich schließe jetzt, lieber Bruder, denn es ist schon spät, und morgen muß ich mich zeitig erheben, da viele Pflichten auf mich warten. Deine Schwester Eleonore."

Sie legte die Feder weg und begab sich in ihr Schlafgemach. Nachdem sie die Kammerfrau hinweg gewiesen und die Thüre sorgfältig verschlossen hatte, kniete sie auf ihren Betschemel nieder und betete lange und inbrünstig; dann entkleidete sie ihren Oberkörper und öffnete mit einem Drucke, den nur sie allein kannte, ein verborgenes Wandschränkchen. Hier hatte sie eine Geißel versteckt, mit welcher sie sich jeden Abend vor dem Schlafengehen kasteite. Niemand wußte etwas davon, auch der Kaiser nicht; aber sie hatte den Grundsatz, der Mensch müsse sich freiwilligen Leiden unterwerfen, um etwas von jenen Leiden, die Jesus Christus für uns getragen, zu übernehmen. Auch hielt sie es deßwegen für nothwendig, weil sonst der Mensch stets üppiger werden und des Himmels ganz vergessen würde.

Nachdem sie die Geißel sorgfältig wieder verschlossen hatte, legte sie sich zur Ruhe und vollendete ihr Abendgebet.

Am folgenden Morgen klopfte die Kammerfrau zu früher Stunde, wie es die Kaiserin ein für allemal befohlen hatte. Eleonore erhob sich, legte ihre Unterkleider an und verrichtete ihr Morgengebet; dann öffnete sie und ließ sich von der Kammerfrau das Haar machen und vollends ankleiden.

„Bestellen Sie die Hofdamen in den Arbeitssaal,“ sagte sie; „dort soll das Frühstück genommen werden.“

Sie fand die Damen schon vor, als sie eintrat. Seit der Belagerung von Wien war der Kaffee in die Mode gekommen und er wurde auch in der Hofburg genommen. Die Kaiserin aber hielt dieses Getränk für zu aufregend und ließ sich stets nur eine Tasse Milch und ein Stück Brod serviren, welches sie in die Milch tauchte. An vielen Tagen aber aß sie gar nichts, denn häufiges

Fasten hatte sie wegen ihres Seelenheils von Kindheit an geübt.

In dem Saale standen so viel Arbeitstischchen als Hofdamen vorhanden waren und noch ein besonderes für die Kaiserin. „Meine Freundinnen,“ sprach sie, „der Winter steht vor der Thüre, und in Wien giebt es viele Leute, denen es an Strümpfen und Kleidern fehlt. Thun wir etwas, um die Noth zu lindern. Geld allein reicht nicht; wir müssen mit unsern eigenen Händen arbeiten, damit wir wenigstens etwas von ihren Leiden tragen. Auch hat ein Werk, welches keine Mühe macht, in den Augen Gottes wenig Werth. Gehen wir an die Arbeit!“

Die Hofdamen fanden auf ihren Tischen Wolle und warme Wollstoffe. Die letztern waren schon von kunstgeübter Hand geschnitten; sie brauchten die Theile nur zusammenzusetzen.

Von Zeit zu Zeit erhob sich die Kaiserin von ihrem Tische und machte einen Rundgang durch den Saal, denn sie hielt viel darauf, daß stark und dauerhaft gearbeitet wurde.

Gegen Mittag erhob sie sich und sprach: „Ich habe jetzt mit dem Kaiser zu arbeiten. Bei der Tafel treffen wir uns wieder. Uebermorgen müssen die Sachen fertig sein, auch wenn Sie einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen müssen, denn die Armen können nicht länger warten.“

Folgen wir nun der Kaiserin in das Gemach ihres Gemahls. Leopold arbeitete, wie es seine Gewohnheit war, emsig mit seinem Minister. Diese Arbeit wurde bei ihrem Eintritte nicht unterbrochen, denn sie war mit allen Staatsaffairen bekannt und nahm thätigen Antheil an der Besprechung derselben. Leopold legte auf ihren

Rath mehr Gewicht, als auf den seiner Minister und häufig gab sie in den wichtigsten Dingen die Entscheidung.

An einem Fenster stand ein Tisch, auf welchem französische Zeitungen und Briefe lagen. Eleonore ließ sich nieder, erbrach die Briefe und las die Zeitungen. Zuweilen machte sie eine Notiz auf ein weißes Blatt Papier.

Seitdem Leopold die Doppelzüngigkeit der Franzosen hatte kennen lernen, verabscheute er die französische Sprache und obschon er sie ohne Anstoß las, schrieb und sprach, so wollte er doch nichts mehr mit derselben zu thun haben. Seiner Gemahlin fiel deßhalb die Arbeit zu, sich in Allem, was er wissen mußte, zu unterrichten.

Als die Conferenz mit dem Minister zu Ende war, ging er zu seiner Gemahlin, küßte ihr die Hand und fragte: „Was bringen denn heute die Franzosen?"

Sie berichtete mündlich, was ihm zu wissen nothwendig war und überreichte ihm dann den Zettel mit den Notizen. Leopold überlas ihn und fügte ihn in einem besondern Buche zu den übrigen Notizen, die von Frankreich handelten.

„Begeben wir uns nun zum Mahle," sagte er und reichte ihr die Hand.

Nach dem Mahle verließ Eleonore zu Fuß die Hofburg; von einem Diener begleitet, der ihr in einiger Entfernung folgte, lenkte sie ihre Schritte einem Stadttheile zu, wo die Armen in größerer Menge zusammenwohnten.

Vor einem zerfallenen Häuschen blieb sie stehen und gab dem Diener mit leiser Stimme einen Auftrag, dann drückte sie die nur angelehnte Thüre auf und stieg die Treppe hinauf bis zur höchsten Mansarde.

Hier trat sie ein und ging auf ein ärmliches Bett zu, in welchem eine abgemagerte Frauengestalt lag.

„Wie hat es heute Nacht gegangen, Mutter Hilaria?" fragte sie.

Hilaria wußte nicht, daß die Dame, welche sie schon gestern besucht hatte, die Kaiserin war. Sie machte deßhalb auch wenig Umstände und gab zur Antwort: „Wie soll es einem armen alten Weibe gehen, das von der Gicht und allerlei Schmerzen heimgesucht wird? Schlecht geht es und das Bischen Suppe, was Sie mir gestern gebracht haben, hat meinen Hunger nur halb gestillt. Was wißt ihr reichen Leute davon, wie es unser einem zu Muthe ist. Ihr setzt euch alle Tage an einen gedeckten Tisch und macht keinen Finger naß. Wenn ich nur erst so weit bin, daß ich meine Glieder wieder regen und an den Waschtrog gehen kann, dann will ich auf euer Bischen Suppe husten. Wer niemals satt wird, der hat keinen Boden im Leibe und man muß ihm etwas Rechtschaffenes geben, damit er wieder zu Kräften kommt."

„Die Schmerzen machen Euch ungehalten," antwortete die Kaiserin, „aber Ihr sollt nicht länger über mich klagen. Wollt Ihr nicht aufstehen, damit ich Euch das Bett machen kann?"

„Aufstehen! Welch' eine unvernünftige Frage! Kann ich denn ein Glied regen?"

Eleonore lächelte, entfernte die Decke, hob sie auf und trug sie auf einen Sessel.

„Nein, nein, wie ungeschickt!" rief Hilaria. „Ihr zerbrecht mir ja fast die Knochen."

„Ich glaube es wohl, Hilaria, man muß auf das Heben und Tragen geübt sein, sonst thut man den armen

Kranken immer weh. Wenn es Euch recht ist, soll eine Krankenschwester kommen."

„Ja, das ist mir sehr recht; aber laßt sie auch hier bleiben, damit ich nicht immer allein bin und nach einem Trunk Wasser jammern muß. Uebrigens muß sie auch Nahrungsmittel mitbringen, denn Ihr seht doch wohl ein, daß ich essen muß."

„Sie soll Alles mitbringen und bei Euch bleiben, bis Ihr wieder gesund seid."

„So lasse ich mir's gefallen; aber Ihr hättet es schon gestern thun können."

Die Kaiserin hob das Bett ab und legte dasselbe in das kleine Fenster, damit die Luft hindurchging. Jetzt öffnete sie die Thüre und nahm aus der Hand des Dieners, der inzwischen gekommen war, einen Korb. Oben in demselben lagen Fleisch und Brod, unten Feuerungsmaterial. Die Kaiserin ging mit demselben in die Stube zurück, deckte den Ofen ab, nahm die Asche aus demselben und legte Holz hinein, welches sie anzündete.

In der Ecke stand ein Eimer mit übelriechendem Wasser. Sie goß denselben auf den Spülstein aus und brachte ihn nebst dem Kochkessel dem Diener.

„Reinige den Kessel," sagte sie, „und bringe beide Geschirre mit frischem Wasser gefüllt herauf."

Jetzt setzte sie das Fleisch auf das Feuer und fegte die Stube. Hilaria sah ihr zu und meinte, was so eine Dame fege und koche, das werde auch darnach sein; aber als sie sah, wie praktisch sie zu Werke ging, legte sich ihr Unmuth.

„Nun legt das Bett wieder in die Lade," sagte sie, „denn ich kann in diesem ungemächlichen Stuhle keine halbe Ewigkeit sitzen."

Lächelnd that ihr die Kaiserin den Willen und trug sie dann wieder in ihr Bett.

„Das habt Ihr gut gemacht," sagte Hilaria. „Wenn Ihr Euch lange mit Kranken befaßtet, würdet Ihr lernen, die Leute zu tragen, ohne ihnen wehe zu thun, und das Bett ist auch recht schön weich."

Eleonore schenkte nun dem Feuer und dem Fleische eine größere Aufmerksamkeit, aber das Holz reichte nicht; der Diener mußte neues holen und zugleich Wein und eingemachte Früchte mitbringen. Bald war Alles fertig. Die Kaiserin legte der Kranken Kissen in den Rücken, holte ein Brett und servirte ihr die Speisen darauf.

Hilaria wollte gleich zugreifen, aber die Kaiserin faltete die Hände und sprach: „Ein gutes Mahl ist doch auch des Gebetes werth!"

Die Kranke ließ es sich wohl schmecken; Eleonore aber schickte den Bedienten zu einem Kloster und ließ eine der Nonnen bitten, sogleich hieher zu kommen.

Als die Mahlzeit beendigt war, öffnete sich die Thüre und eine barmherzige Schwester trat ein, welche sich vor der Kaiserin tief verneigte. „Ich bedauere unendlich," sagte die Schwester, „daß Ew. Majestät selbst sich mit niedrigen Dienstleistungen haben befassen müssen."

Hilaria riß die Augen weit auf. „Mein Gott," rief sie, „sie ist die Kaiserin und ich habe sie behandelt, wie eine Waschfrau. Ach, meine allergnädigste Kaiserin, verzeihen Sie mir die Worte, die ich in meinen Schmerzen ausgestoßen habe!"

„Beruhigt Euch, Hilaria, ich habe es Euch nicht übel genommen, aber Ihr solltet Euch doch einer höflicheren Sprache befleißen, denn nicht Jedermann verträgt Euere Ausdrucksweise."

Die zerknirschte Hilaria schämte sich tüchtig und versprach, künftig recht höflich mit den Leuten zu sein. Die Kaiserin aber übergab der barmherzigen Schwester Geld und sprach: „Sorgen Sie recht mütterlich für sie, bis sie ihr Brod durch Arbeiten verdienen kann."

Die hohe Frau wanderte jetzt von einem Hause in das andere; als es zu dunkeln begann, hatte sie so viele Arbeiten verrichtet wie eine Dienstmagd, aber sie hatte mehr Segen gebracht und viele Herzen erfreut.

„Eleonore," redete der Kaiser sie bei ihrer Rückkehr an, „wir haben Besuch bekommen und müssen heute Abend in die Oper fahren. Ich kenne Deine Abneigung gegen das Theater und besonders gegen das Ballet, aber dem Könige von Polen, der sich um unser Reich so verdient gemacht hat, müssen wir schon ein Opfer bringen."

Eleonore nickte, denn sie schlug dem Kaiser niemals eine Bitte ab, die sie nur halbwegs erfüllen konnte. Nachdem sie in Gesellschaft ihrer Hofdamen ein einfaches Mahl zu sich genommen hatte, legte sie kaiserlichen Schmuck an und begab sich zu den Wagen, die schon vor dem Schloßportale hielten.

Sie hatte eine eigenthümliche Art, sich mit dem Wunsche ihres Gatten abzufinden und doch nichts gegen ihre Neigung zu thun. Kaum waren die Majestäten in die Hofloge eingetreten, als sich das Publikum von seinen Sitzen erhob und dem geliebten Herrscherpaare ein donnerndes Vivat entgegenbrachte.

Sie begab sich mit Leopold an die Brüstung und dankte mit einer freundlichen Handbewegung, dann aber zog sie sich in den Hintergrund der Loge zurück, wo sie nicht gesehen werden konnte.

Eine Kammerfrau hatte unterdessen ein Gebetbuch und eine Stickerei dahin gelegt, denn Eleonore pflegte niemals auf die Bühne zu sehen und dem Gesange zu lauschen oder gar dem Ballete zuzuschauen. Während der ganzen Vorstellung beschäftigte sie sich abwechselnd mit Beten und Sticken.

Als ihr einst eine Hofdame darüber eine Bemerkung machte und meinte, man müsse doch auch die schönen Künste unterstützen, gab sie zur Antwort: „Allerdings, aber mir gefällt die Form nicht, wie sie zur Erscheinung kommen. In der Kirche mag ich den Gesang und das Spiel wohl hören, aber im Theater nicht."

Am folgenden Morgen war eine öffentliche Prozession zu Wien. Die Kaiserin pflegte an den Prozessionen in tiefster Andacht und mit bloßen Füßen Theil zu nehmen, während der Kaiser beschuht einherschritt. Die Hofdamen, von denen viele recht weltlich gesinnt waren, konnten sich, wie gern sie es auch gemocht hätten, von einer solchen öffentlichen Gottesverehrung nicht ausschließen, aber sie waren doch nicht dahin zu bringen, ihre zarten Füße dem Kothe und den Steinen anzuvertrauen.

„Was ist es denn Großes?" sagte die Kaiserin. „Wenn der Weg zum Himmel mit noch so viel Disteln und Dornen bestreut wäre, so würden wir ihn doch gerne gehen."

Die Prozession dauerte ziemlich lange, aber Eleonore war nicht müde; sie wurde es im Dienste Gottes niemals. Nach dem Mittagsmahle mußten die Hofdamen die fertigen Kleidungsstücke einpacken und sich mit ihr auf den Weg zu den Armen begeben.

Die meisten von ihnen waren solchen Gängen abhold, aber die Kaiserin drang entschieden darauf, daß sie

mitgingen. „Um Mitgefühl für das Elend zu bekommen, muß man es sehen," sagte sie, „und ich wünsche, daß meine Hofdamen nicht ungerührt an den Armen und Nothleidenden vorübergehen."

Sie schlug den Weg in das ärmste Stadtviertel ein. Jetzt betraten sie eine Gasse, in welcher die Häuser so enge zusammengebaut waren, daß oben die überhängenden Giebel fast zusammenstießen.

„Die armen Leute," sagte die Kaiserin, „es fehlt ihnen an Luft und Licht, und es ist kein Wunder, daß ihrer so viele krank und elend sind."

Als sie einige Schritte weiter in die Gasse eindrangen, wurde die Luft ganz übelriechend; aus den kleinen, schiefen und baufälligen Häusern drang allerlei Dunst. Vor den Thüren hockten und lagen halbnackte Kinder und durch die zerbrochenen Fensterscheiben der niedrigen Stuben sah man Männer und Frauen bei schwerer Arbeit.

Einer von den Bedienten, welche die Bekleidungsgegenstände trugen, hatte eine Liste, auf welcher die Wohnungen verzeichnet standen, welche die Kaiserin heute besuchen wollte. An einem niedrigen, den Einsturz drohenden Häuschen blieb er stehen und flüsterte Eleonoren zu: „Im Erdgeschoß und auf der ersten Etage. Die zweite ist nicht mehr bewohnbar!"

Er trat in's Haus und öffnete eine nur angelehnte Thüre. Sie schritten in ein Zimmer, welches keine Spur von Möbeln hatte. In der Mitte der kleinen dumpfen Stube saß eine Frau am Boden, aus deren

Gesicht die helle Verzweiflung hervorschaute. Um sie herum kauerten fünf Kinder, die alle noch klein und halbnackt waren. Die kleinsten hatten ihre Aermchen um den braunen Nacken der armen Frau geschlungen und alle weinten bitterlich.

„Still, still, Kinder," sprach sie mit vor Angst zitternder Stimme, „ich kann euch ja kein Brod schaffen, aber wir dürfen nicht verzweifeln; der liebe Gott wird uns aus der Noth helfen."

Während sie mit dem Handrücken die Thränen aus den Augen trocknete, schaute sie auf und gewahrte die Kaiserin mit den glänzenden Hofdamen. Erschrocken sprang sie auf und wollte davonlaufen, denn sie schämte sich, daß sie von ihrer Kaiserin in Schmutz und Lumpen gefunden wurde.

Eleonore streckte die Hand gegen sie aus und sprach: „Fürchtet Euch nicht, liebe Frau. Ich höre, die Kinder haben Hunger. Hier ist Geld! Geht und holt Brod und Fleisch. Nachher wollen wir weiter miteinander reden."

Ein Strahl der Freude ging über das Antlitz der armen Frau. Mit einem lauten Freudenschrei nahm sie das Geld aus der weißen, weichen Hand der Kaiserin und eilte von dannen. Sehr bald kam sie zurück und stellte einen Korb mit Brod und gekochtem Schweinefleische vor der hohen Frau nieder.

Sie winkte einem der Diener herbei und befahl ihm, das Brod und das Fleisch zu zerkleinern; dann nahm sie das jüngste Kind bei der Hand und führte es

zu dem Korbe. Es hatte noch keinen Begriff von Rang und Würden, sondern griff sogleich zu; auch den übrigen Kindern brauchte nicht lange zugeredet zu werden, aber die Mutter, obschon sie sehr hungrig war, scheute sich, vorzutreten, bis die Kaiserin selbst sie herbeiholte.

Als sie Alle genug gespeist hatten, nahm die Kaiserin Strümpfe und Kleider aus dem Korbe und beschenkte jedes Kind. Zuletzt kam auch die aus Dankbarkeit weinende Mutter an die Reihe.

„Habt Ihr keine Arbeit?" fragte sie jetzt.

Die Wittwe schüttelte mit dem Kopfe und sprach: „Ich verstehe mich sehr gut auf Nähen und Flicken, aber ich habe keine Kundschaft."

„Seid zufrieden! Ich werde sorgen, daß Ihr zu thun bekommt. Morgen werde ich Jemanden zu Euch schicken."

Sie begaben sich nun in die erste Etage und von dort in ein anderes Haus, bis der Abend kam. Ueberall trockneten sie Thränen.

„Nicht wahr, meine Damen," sprach sie auf dem Heimwege, „Sie haben heute einen schönen Tag gehabt, denn die Thränen, welche Sie in den Augen dieser Unglücklichen gesehen, waren schönere als Perlen und Diamanten. Es wäre Schade, wenn wir uns einer solchen Freude berauben wollten. Arbeiten wir fleißig, daß wir bald wieder einen solchen Rundgang halten können. In den nächsten Tagen werde ich mit Ihnen abwechseln, damit nicht alle der Arbeit entzogen werden."

Einige von den Damen verhielten sich bei diesen

Worten schweigend; die meisten aber nahmen sich vor, künftig ihren armen Mitmenschen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und, damit sie desto mehr Verdienst davon hätten, auch aus eigenen Mitteln zur Steuerung der Noth beizutragen.

Den meisten schmeckte heute das Abendessen besser, als sonst, und als sie sich zur Ruhe legten, nahmen sie sich fest vor, dem schönen Beispiele ihrer Kaiserin zu folgen.

VIII.

Wie die Kaiserin an diesem einen Tage handelte, so that sie es fast alle Tage ihres Lebens und wurde dadurch zum wirklichen Engel für ihre Residenz; aber auch im ganzen Kaiserreich verspürte man ihr vortreffliches und segensreiches Wirken.

Die Charwoche des Jahres 1704 war gekommen. „Eleonore," sagte Leopold, „bringen wir dem Herrn unser gewöhnliches Opfer, treten wir den Bittgang an, der uns jedes Jahr in der Charwoche durch die Kirchen Wiens führt."

Eleonore hatte bereits schwarze Kleider angelegt, denn auch ihr war es von jeher ein Bedürfniß gewesen, in dieser Woche sich ganz in das Leiden und Sterben unseres Heilandes und Erlösers zu versenken.

Die Damen und Cavaliere des Hofes aber fürchteten diese Woche, denn der Bittgang dauerte mehrere Tage, war mit strengem Fasten verbunden und wurde trotz der weiten Entfernungen ganz zu Fuße zurückgelegt. Sie durften sich aber auch nicht ausschließen, denn dieses

würden die beiden kaiserlichen Majestäten übel vermerkt haben.

Die Aerzte hatten in diesem Jahre gegen sein strenges Fasten und den anstrengenden Bittgang Einsprache gemacht, aber er entgegnete ihnen, daß er am Ende seines Lebens nicht unterlassen wolle, was er von seiner Jugend bis jetzt treu geübt habe.

So zog er denn durch alle Kirchen Wiens; überall kniete er mit inbrünstiger Andacht vor den Altären und empfahl sein Reich und seine Unterthanen der Liebe und Fürsorge Gottes.

Er hatte seinen Kräften aber zu viel zugetraut; die Schwächen des Alters machten sich geltend und er mußte einige Zeit das Bett hüten. Selbst in diesen Tagen der Krankheit ließ er nicht vom Arbeiten und empfing die Armen an seinem Lager. Unter den Bittenden befanden sich stets Leute, welche früher in bessern Verhältnissen gelebt hatten und die nicht mit einer kleinen Gabe abgespeist werden konnten. Für diese hatte er besondere Audienztage.

Als dieselben auch diesesmal herangekommen waren, wollte ihn der Arzt bestimmen, damit auszusetzen, aber er antwortete ihm: „Mit nichten, denn es könnte einer darunter sein, den das Warten zur Verzweiflung brächte.“

Wie gewöhnlich ließ er sich ein Tischchen bringen, auf welchem Goldrollen von zwölf bis hundert Dukaten standen. Die Bittenden wurden einzeln hereingelassen und brachten ihre Anliegen vor. Ein verarmter Edelmann

ließ sich vor dem Kaiser auf die Kniee nieder und schilderte ihm seine Noth. Er erhielt eine ansehnliche Rolle, aber der habgierige und freche Mensch war damit nicht zufrieden. Mit den Worten: „Bei Gott und bei dem Kaiser darf man ohne Scheu bitten," nahm er noch eine zweite Rolle vom Tuche und verschwand damit.

Die anwesenden Hofleute machten ihm Vorwürfe über seine allzu große Freigebigkeit, die so oft an Unwürdige komme.

„Es ist wahr," gab er zur Antwort, „ich habe in dieser Hinsicht manchen Mißgriff gemacht, aber es ist besser, etwas zu viel, als etwas zu wenig zu thun. Andere Fürsten haben kostspielige Leidenschaften, welche das Land ruiniren; ich verschwende vielleicht etwas viel an die Armen, aber es kommt den Ausgaben Jener bei Weitem nicht gleich. Lassen Sie mich also bei einer Gewohnheit, die meinem Herzen eine angenehme Befriedigung giebt."

Die Krankheit ging bald vorüber, aber es dauerte nicht lange, so kehrte sie zurück, und er mußte nun dauernd zu Bette liegen.

Die Kaiserin erkannte mit tiefer Trauer, daß diese Krankheit zum Tode führen würde. Sie entschloß sich deßhalb, alle übrigen Geschäfte bei Seite zu lassen und sich ganz und ungetheilt der Pflege ihres Gemahls zu widmen.

Mit liebender Theilnahme saß sie an seinem Bette und unterhielt sich mit ihm. Da ergriff er plötzlich ihre Hand und sprach: „Eleonore, ich werde bald hinüber gehen, aber das Sterben ängstigt mich nicht, denn ich

habe immer darnach getrachtet, meine Pflicht zu thun, und wo es mir nicht gelungen, da gebrach es wenigstens nicht am guten Willen. An Schmerzen und Leiden bin ich gewöhnt, denn ich war von Kindheit auf reichlich mit denselben bedacht. Dem Tode sah ich oft genug in's Auge, denn ich saß am Sterbebette eines lieben Bruders und einer unvergeßlichen Mutter. Oft war ich selbst vom Tode bedroht; wie sollte ich mich also jetzt vor dem unvermeidlichen Ende fürchten?

Auf der Welt habe ich wenig gehabt, denn der größte Theil meiner Regierungszeit war mit Kriegen ausgefüllt. Schenkte Gott mir auch oft den Sieg, so hörte mein Herz doch nicht auf, zu bluten. Gott sei Dank fehlte es in meinem Leben neben dem Schatten auch nicht an Licht; das schönste und hellste war meine Verbindung mit Dir, Eleonore. Wie oft sind die Ehen der Fürsten nur eine Kette von Widerwärtigkeiten, weil die gegenseitige Liebe fehlt! Die unsrige wurde auf dem Boden der Gottesfurcht geschlossen und sie war von Anfang an ein segensreiches Bündniß. Keine bürgerliche Ehe konnte glücklicher sein, denn wir hatten nur einen Willen. Was mir an Festigkeit und Umsicht fehlte, das hast Du ergänzt; Du warst oft mehr Kaiser, als ich selbst. Auch hast Du mir gute Kinder geschenkt und sie wohlerzogen. Das Reich bleibt dafür Dein Schuldner."

Eleonore konnte sich der Thränen nicht enthalten. „Leopold," antwortete sie, „ich hoffe zu Gott, daß Du noch nicht sterben wirst."

Er starb wirklich noch nicht, aber zu den Gebrechen

des Greisenalters gesellten sich die Vorboten der Wassersucht, und wenn er auch zuweilen einige Tage außer dem Bette zubringen konnte, so mußte er sich doch immer wieder niederlegen.

Eleonore war stets um seine Person, bereitete ihm mit eigener Hand das Lager, kochte seine Speisen, reichte ihm die Medizin und litt nicht, daß fremde Hände ihn berührten.

Im Frühlinge des Jahres 1705 nahmen seine Kräfte rasch ab und am 15. April erklärten die Aerzte, daß sie ernstliche Besorgnisse hegten. Eleonore nahm ihre Zuflucht zu Gott und ließ in der Stephanskirche ein vierzigstündiges Gebet abhalten, aber es trat keine Besserung ein.

Am 28. April ließ der Kaiser seinen Sohn, den römischen König Joseph an sein Lager kommen und übergab ihm in Beisein seiner Mutter und vieler Großen des Reiches die Regierungsgeschäfte.

Frei von allen weltlichen Arbeiten überließ er sich nun ganz dem Gebete und den Vorbereitungen zum Tode. Mehrmals empfing er die heiligen Sakramente. Am 5. Mai gab er selbst jede Hoffnung auf Genesung auf und wünschte zu sterben. Zum letztenmale hörte er in seinem Zimmer das heilige Meßopfer und empfing die heilige Communion. Dann bat er Eleonore, an sein Lager zu treten. Sie kam mit verweinten Augen, aber er tröstete sie und flüsterte: „Weine nicht, die Trennung wird nur kurze Zeit dauern; da oben sehen wir uns wieder. Bleibe fest, denn Du wirst unserm Sohn noch oft nothwendig sein."

Sie küßte ihm die Hand und die Lippen, sprechen konnte sie nicht, aber sie bezeichnete ihm Stirne, Mund und Brust mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes.

Jetzt mußte auch sein Sohn Joseph noch einmal an das Sterbelager treten. Er hatte eine längere Unterredung mit ihm und empfahl ihm treues Festhalten an den bewährten österreichischen Prinzipien und an der Sache seines in Spanien kämpfenden Bruders. Dann segnete er alle Anwesenden und besonders seine Gattin.

Gegen Mittag überfiel ihn ein betäubender Schlummer, den die Aerzte als einen Vorboten des Todes erkannten. Bei seinem Wiedererwachen wurde ihm die letzte Oelung ertheilt. Mit deutlicher Stimme und vollem Bewußtsein gab er in lateinischer Sprache dem Priester Antwort.

Man reichte ihm jetzt das Kruzifix, welches zu seinem Großvater Ferdinand II. gesprochen haben soll: „Ferdinand, ich will Dich nicht verlassen!"

Der Kaiser umfaßte es mit beiden Händen und rief aus: „Von Dir habe ich Scepter und Krone empfangen, zu Deinen Füßen lege ich sie heute willig nieder."

Der Cardinal Kolonitsch, den wir im Laufe unserer Erzählung schon kennen lernten, ertheilte ihm im Auftrage des heiligen Vaters den Sterbeablaß. Kaum war es geschehen, so verschied der Kaiser mit den Worten des sterbenden Erlösers: „Es ist vollbracht; in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!"

Wir wollen nicht von dem Prunk des Begräbnisses

reden; es versteht sich bei einem Kaiser von selbst, wenn er auch bei ihm mehr Berechtigung hatte, als bei manchem Andern. Wir dürfen aber nicht schweigen von der aufrichtigen Trauer, welche alle Bewohner seiner Länder durchbebte. Jetzt erst zeigte sich, daß ihn seine Unterthanen wahr und aufrichtig geliebt hatten, denn ein Schrei des Schmerzes ging durch alle Lande, und selbst diejenigen, welche ihm während seines Lebens als Feinde gegenüber gestanden hatten, bekannten laut, daß die Welt einen Fürsten verloren habe, wie sie sobald keinen zweiten wieder sehen werde.

Wien war in Schmerz und Jammer aufgelöst; in allen Häusern lagen die Einwohner auf den Knieen und flehten für ihren geliebten Todten zum Herrn, und die Glocken, welche von allen Thürmen klangen, vermehrten noch das Gefühl des ungeheuren Verlustes.

Am folgenden Tage war die kaiserliche Leiche auf dem Paradebette ausgestellt, angethan mit dem kaiserlichen Ornate und der Krone auf dem Haupte. Tausende von Männern und Frauen kamen, um ihren geliebten Herrscher noch einmal zu sehen. Die Hofburg wurde in den Tagen, welche er über der Erde lag, nicht leer von Leidtragenden.

Die Kaiserin verbrachte die traurigen Stunden still und einsam in ihren Gemächern, dieselben mit Gebet und Bußübungen ausfüllend. Die Hofdamen durften in diesen Tagen nicht zu ihr kommen, denn sie wollte in ihren Betrachtungen nicht gestört sein.

Um Mitternacht des ersten Tages, als in der Hof-

burg Alle zur Ruhe gegangen waren, verließ sie mit einer brennenden Wachskerze ihr Gemach und ging langsamen Schrittes durch die dunkeln Gänge. Jetzt stieg sie geräuschlos die breite Treppe hinab und gelangte in den Gang, welcher zu dem Saale führte, wo die Leiche ausgestellt war. Von Entfernung zu Entfernung leuchteten rothglühende Fackeln, welche dem weiten Gange ein gespenstisches Ansehen gaben. Näher dem Todtengemache standen Wachen mit geschulterten Hellebarden. Eleonore schritt mitten zwischen ihnen hindurch, öffnete die Thüre zum Leichenzimmer und trat ein.

Auf einem kostbaren Paradebette lag der Kaiser. Rings um dasselbe standen Candelaber mit brennenden Kerzen. Offiziere, welche die Ehrenwache bei dem Todten hielten, gingen mit gezückten Schwertern auf und ab. Zu Haupten kniete der Cardinal Kolonitsch, zu Füßen zwei Mönche.

Als die Kaiserin eintrat, gab sie durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie gerne allein sein wollte. Der Cardinal und die Mönche erhoben sich und verließen den Saal; auch die Ehrenwache entfernte sich.

Eleonore löschte ihr Wachslicht und trat nahe an die Leiche. Schweigend schaute sie lange auf das bleiche Gesicht, während dicke Thränenperlen aus ihren Augen rollten.

„Leopold,“ flüsterte sie endlich mit bebenden Lippen, „Du hast gelebt wie ein Heiliger und zweifelsohne hat Dich der Herr da oben den Gerechten zugesellt. Mir warst Du ein treuer Gatte und liebender Freund. Nie

sagtest Du mir ein hartes Wort, und keine bürgerliche Ehe kann schöner, friedlicher und harmonischer sein. Du wirst aus den himmlischen Räumen mit Liebe und Wohlwollen auf mich herabsehen und mir da oben einen Stuhl bereit halten, damit wir auch in der Ewigkeit vereint bleiben.

Bitte den Herrn, daß er das Reich vor Kriegen, Seuchen und Mißwachs bewahre, daß es in Frömmigkeit und Tugend die Wege seiner Väter wandle und glücklich werde!"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Thränen und Schluchzen erstickten ihre Stimme. Auf die Kniee fallend betete sie lang und innig; dann erhob sie sich, zündete die Wachskerze wieder an und schwankte hinweg.

Am Tage des Begräbnisses verschloß sie sich in ihre Gemächer, denn sie mochte nicht Zeuge sein des Leichenpompes, welcher in so direktem Widerspruche mit den einfachen Gewohnheiten des Hingeschiedenen stand.

Ihr ältester Sohn hatte unter dem Namen Joseph I. die Regierung angetreten und sich dem Volke gezeigt. Am Abend begehrte er mit seiner Mutter zu sprechen und kam traurig und geknickt in ihr Gemach. Nachdem er ihr die Hände geküßt hatte, sprach er: „Mutter, erst seit Kurzem beschäftige ich mich mit den Sorgen der Regierung, aber ich fühle, daß ich noch in allen Dingen ungeschickt und unerfahren bin, und ich besorge, daß ich dem Reiche mehr zum Schaden, als zum Nutzen wirken werde; darum ersuche ich Dich, liebe Mutter, sei auf dem schwierigen Wege meine Führerin. Du kennst alle

Bedürfnisse unserer weiten Lande und bist von jeher dem Vater zur Hand gegangen; versage das auch dem Sohne nicht."

Eleonore ergriff seine Hand und entgegnete: „Joseph, schon zu Lebzeiten Deines Vaters habe ich mich nur ungern in die Regierungsgeschäfte gemischt, und jetzt, wo ich als Wittwe mich mit der Vorbereitung auf meinen Tod zu beschäftigen habe, sollte ich mich ganz von irdischen Dingen zurückziehen, aber ich erkenne an, daß es Dir noch an Erfahrung fehlt, darum bin ich bereit, Dir in schwierigen Fällen mit meinem Rathe zur Seite zu stehen. Wäre Dein Bruder Karl hier, so würde es nicht nöthig sein, aber er weilt in Spanien, wo er unsere Rechte gegen das ländersüchtige Frankreich mit dem Schwerte vertritt. Du wirst Deine Mutter immer bereit finden, Dich zu unterstützen."

„Ich danke Dir, Mutter! Nun werde ich mit Muth und Ausdauer am Heile meiner Völker arbeiten."

„Thue es im Geiste des Herrn," antwortete sie.

Die Kaiserin konnte jetzt ganz ihren frommen Neigungen folgen, wenn sie auch zuweilen ihren Rath ertheilen mußte, so brauchte sie doch nicht mehr in die Oeffentlichkeit zu treten. So viel es anging, zog sie sich zurück und lebte mehr als eine Privatfrau. Täglich besuchte sie mehrere Kirchen Wiens und wanderte bei den Armen und Kranken von Haus zu Haus; auch verkehrte sie viel in den Gefängnissen und trug durch ihren milden Zuspruch nicht wenig zur Besserung der Verbrecher bei.

Bei ihrer emsigen Thätigkeit blieb ihr immer noch

Zeit, sich mit dem Anfertigen von Kleidern für die Armen zu beschäftigen; auch stickte sie mit eigener Hand viele Paramente für die Kirchen und versah dieselben mit kostbarem Schmucke aller Art. Ihre Strenge gegen sich selbst wuchs noch mit den Jahren; sie fastete sehr stark, ging noch häufiger als früher barfuß mit den Prozessionen und nahm zu an Demuth und Frömmigkeit.

Einst wurde ihr hinterbracht, daß ihr Beichtvater einen Aufsatz über ihre Tugenden geschrieben. Sofort forderte sie denselben ein und warf ihn in's Feuer.

Joseph hatte die Erbschaft des Kaiserreichs mit den noch nicht ausgetragenen Kriegen angetreten. Ueberall wüthete das Schwert, am Rhein, in den Niederlanden, in Baiern, in Italien, in Spanien. Das Schwert Oesterreichs, der weltberühmte Feldherr Prinz Eugen, erfocht zwar allenthalben Siege, aber der Weltbrand konnte nicht gelöscht werden.

Die ungarischen Unruhen, welche unter Leopold I. ausgebrochen waren, dauerten noch immer fort. Der Haupträdelsführer Rákóczy hatte wohl Neigung, mit dem neuen Kaiser Frieden zu schließen, aber er konnte nicht mehr, denn seine Umgebung ließ es nicht zu.

Joseph war nicht so einfach, wie sein Vater; er liebte den Prunk, verschwendete oft große Summen, war jähzornig. Jagd und Musik waren seine Lieblingsvergnügen. Die Kaiserin mischte sich nicht in die Politik, aber sie beklagte sich oft bei ihrem Sohne, daß noch viel fehle, ehe er in den Fußstapfen seines Vaters stehe.

Er starb schon nach wenigen Jahren, und da ihr

Sohn Karl noch in Spanien weilte, so mußte Eleonore bis zu seiner Heimkehr die Regentschaft übernehmen.

Hören wir nun, wie es kam, daß Karl in Spanien war.

Leopold's erste Gemahlin war eine spanische Prinzessin gewesen. Bei ihrem Tode wurde er ihr Erbe, und als der spanische Thron ledig wurde, übergab er dieses Erbe seinem Sohne Karl, welcher sich sogleich nach Portugal begab und von hier aus seine Ansprüche geltend machte. Ludwig XIV. von Frankreich machte ebenfalls Ansprüche und schickte seinen Enkel Philipp nach Spanien, um das Land mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Philipp erklärte nun Karl und den Portugiesen den Krieg. Derselbe begann und wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Die Engländer nahmen Gibraltar für Karl in Besitz, haben es aber bis auf den heutigen Tag behalten.

Im Jahre 1705 machte Karl bedeutende Fortschritte, eroberte viele Festungen und Städte und schlug seine Residenz zu Barcellona auf. Nachher bekamen die Franzosen wieder die Oberhand und der General Starhemberg mußte nach Spanien eilen, um mit einem Heere dem spanischen Prinzen beizustehen. Er erfocht auch große Siege, verlor aber später fast ganz Spanien.

Um diese Zeit erhielt Karl die Nachricht, daß sein Bruder Joseph gestorben und ihm nun die österreichische Kaiserkrone gebühre.

Die Regentschaft in Oesterreich fiel der Kaiserin Eleonore zu. Diese Frau, welche sich seit dem Tode Leopold's nur mit frommen Uebungen beschäftigt hatte,

wurde nun plötzlich aus ihrer Ruhe herausgerissen, aber sie bewies, daß sie als Regentin nicht weniger ausgezeichnet war, denn als Privatperson. Was dem Kaiser und seinen Räthen nicht gelungen war, das brachte sie in kurzer Zeit zu Stande, nämlich den Frieden mit den rebellischen Ungarn.

Alles, was sie anfaßte, gelang, aber sie hatte nicht im Entferntesten die Absicht, die Macht in Händen zu behalten, im Gegentheile machte sie alle Vorbereitungen, um ihrem Sohne Karl die Krone zu verschaffen. Auf seiner Rückreise erhielt er schon in Mailand die Nachricht, daß er zum deutschen Kaiser gewählt sei.

Nachdem ihm die Glückwünsche der italienischen Fürsten zu Theil geworden, eilte er über Innsbruck nach Frankfurt, wo er sich krönen ließ.

Eine größere Ländermasse hatte noch kein Kaiser unter seinem Scepter vereinigt, selbst der mächtige Karl V. nicht. Da er in Spanien seine Ansprüche noch nicht aufgab, so nannte er sich: deutscher Kaiser, König von Ungarn, Böhmen und Spanien. Zählen wir seine Länder auf, so sind es: Amerika, Böhmen, Deutschland, Lombardei, Neapel, die spanischen Niederlande, Sardinien, Sicilien, Spanien und Ungarn.

Das unruhige Kriegsleben begann wieder, besonders mit den Türken, aber Karl war siegreich gegen sie, und der Glanz seines Reiches stieg auf's Höchste.

Eleonore war froh, daß sie sich wieder von den Geschäften zurückziehen und ganz ihren frommen Neigungen leben konnte. Sie zog sich in abgelegene Gemächer

zurück, wo sie von dem Getöse des Hoflebens nicht berührt wurde. Ihre ganze Zeit verbrachte sie mit Gebet und Arbeiten für die Armen.

Zuweilen kam Karl zu ihr. Wie wenig sie sich auch um die Regierung bekümmerte, so ließ sie diese Augenblicke doch niemals unbenutzt vorübergehen, ohne ihm nützliche Winke und Unterweisungen zu geben.

„Mein Sohn," sagte sie eines Tages, „Gott hat Dich auf eine hohe Warte gestellt und Deine Krone mit den schönsten Ländern der Welt geschmückt. Vergiß nicht, daß diese Geschenke Dir große Pflichten auflegen. Die Völker sind nicht Deinetwegen da, sondern Du ihretwegen. Gott hat Dich in weltlicher Hinsicht zu seinem Statthalter gesetzt und Du mußt ihn so vertreten, daß Du ihm Rechenschaft geben kannst. Deine Völker glücklich zu machen, das ist Deine Aufgabe, die Du um jeden Preis erfüllen mußt. Nimm Dir Deinen Vater zum Vorbilde, so hast Du ein vortreffliches Muster."

„Nicht allein den Vater, sondern auch die Mutter," antwortete Karl, „denn ich weiß nur allzuwohl, daß Du auch ihn in vielen Dingen lenktest und mit Recht sagen kannst, Du habest das Rechte manchmal besser getroffen, als er."

„Es sei fern von mir, ein solches Verdienst für mich in Anspruch zu nehmen," entgegnete sie. „Wenn ich jemals etwas gewirkt habe, so that es Gott durch mich."

Einst hatte sie viele Arme und Elende besucht und kam ganz ermüdet nach Hause. Die Hofdamen, mit denen sie regelmäßig die Arbeiten des folgenden Tages

zu besprechen pflegte, fanden sie sehr abgespannt und wollten den Arzt rufen. Sie aber wehrte ihnen und sprach: „Wenn die Stunde gekommen, wo es nöthig ist, werde ich es selbst sagen. Zieht euch nun zurück und laßt mich allein, aber eine von euch mag sich im Vorzimmer ein Lager bereiten."

Als sie allein war, nahm sie ein Gebetbuch vom Sims. Sie hatte es selbst verfaßt und für ihre Verwandten und Bekannten in Cöln drucken lassen. In diesem Buche waren die frommen und erhabenen Empfindungen niedergelegt, die sie während ihrer stillen Betrachtungen empfunden. Heute, wo sie mit besonderer Inbrunst in demselben las, kamen ihr die einzelnen Tage und Stunden, in welchen sie diese Gedanken zuerst empfunden hatte, zum Bewußtsein, und sie hielt sich bei diesen Erinnerungen mit süßer Freude auf, denn jede war ja ein Lichtblick in ihre Vergangenheit.

Früh und ohne die übliche Geißelung vorzunehmen legte sie sich zu Bette, aber sie konnte noch nicht schlafen; sie mußte heute unaufhörlich an ihren Geburtsort denken. Deutlich sah sie das alte Schloß zu Düsseldorf vor ihren Augen; in Gedanken durchwanderte sie die Gemächer, aber wie war es so stille in denselben geworden. Ihr Vater, ihre Mutter, ihre Schwestern und Brüder waren nicht mehr da. Die meisten lagen in fremder Erde oder in dem fürstlichen Mausoleum der Jesuitenkirche zu Düsseldorf. Selbst ihr Bruder Johann Wilhelm, welcher die Stadt mit so viel Ruhm und Glanz erfüllt hatte, lag dort in majestätischer Todtenpracht.

„Warum weile denn ich noch hienieden unter den Sterblichen?“ lispelte sie. „Ist es nicht Zeit, daß ich meine Rechnung mache und mich mit Leopold vereinige?“

Dieser Gedanke heimelte sie an. Sie hoffte, da oben nicht allein ihn, sondern auch ihre Verwandten und Freunde wiederzufinden.

Endlich schlief sie ein und als sie früh am Morgen erwachte, fühlte sie sich sehr schwach und begehrte, daß der Cardinal Kolonitsch zu ihr komme und ihr die Sterbsakramente bringe.

Er kam auf der Stelle, hörte ihre Beichte und reichte ihr die heilige Kommunion. Nun durfte auch der Arzt kommen.

„Was nützt es, daß Sie mir Medizin geben wollen,“ sagte sie. „Ich fühle, daß meine Uhr abgelaufen ist. Vor dem Tode fürchte ich mich nicht, denn ich kann nur durch denselben gewinnen. In einem Alter von vierundsechzig Jahren hat man auf Erden nur noch Krankheiten zu erwarten; da oben aber hoffe ich ein Leben ohne Schwächen und Schmerzen zu führen und im Vereine mit meinem Gatten, meinen Eltern und Geschwistern den Herrn zu loben. Verschonen Sie mich also mit Mitteln, die meine letzten Tage nur mit Qual erfüllen.“

Sie hatte ihren Zustand richtig erkannt, er führte zum Tode. Schon am vierten Tage ihres Krankenlagers unterlag dieses keinem Zweifel mehr. Der Kaiser kam täglich, um sie zu besuchen, und als er erfuhr, daß keine Hoffnung mehr war, zuckte er vor Weh zusammen.

„Karl,“ sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte,

„warum betrübt Dich mein Scheiden so? Ist mein Tausch nicht beneidenswerth? Von einer Erde, welche der Krieg zehnmal mit Blut gedüngt hat, schwebe ich hinauf zum ewigen Frieden. Ich werde künftig weder körperlichen Schmerz, noch Seelenkummer empfinden, sondern ohne jede Einschränkung glücklich sein.

Trockne also Deine Thränen und bedenke, daß auch Dir einmal diese Stunde schlägt. Sorge, daß Du am Ende Deiner Tage sagen kannst: Herr, in Deine Hand gebe ich die Völker zurück, welche Du mir anvertraut hast. Sie sind besser geworden, als ich sie gefunden."

Bald nachher verschied sie und ließ das ganze Reich in Trauer und Wehklagen zurück.

Nur wenige Tage und die Sterbegesänge waren verhallt, die Leiche in der Fürstengruft beigesetzt. Da beschäftigten sich die Hofdamen damit, ihre Gemächer aufzuräumen und fanden in einem Schranke ein Kästchen, zu dem sie immer den Schlüssel auf der Brust getragen hatte.

Neugierig, was dasselbe enthalten möchte, öffneten sie es mit dem Schlüssel, und fanden zu ihrer Ueberraschung eine Geißel, deren Spitzen mit Blut befleckt waren; auch fanden sie die Armbänder, welche sie gewöhnlich zu tragen pflegte, wenn sie ihrer Frömmigkeit durch Fasten, Prozessions- und häufiges Kirchengehen eine größere Nahrung gab. Die Bänder kannten sie, aber erst jetzt entdeckten sie ein Geheimniß an denselben, nämlich, daß sie innen mit scharfen Metallspitzen besetzt waren.

Keine von ihren Frauen hatte eine Ahnung von diesen geheimen Kasteiungen gehabt; jetzt aber verehrten sie sie wie eine Heilige und fühlten, wie unendlich weit sie noch von der Tugend ihrer Kaiserin entfernt waren.

Diejenigen unter uns, welche niemals an die Ewigkeit denken, sondern in stets wachsender Genußsucht nur den Körper pflegen, mögen sich an ihr ein Beispiel nehmen.

Demüthig, wie sie im Leben gewesen war, wollte sie auch im Tode sein. Ihre Grabschrift, die sie selbst verfaßt und auf ihren Sarg zu setzen befohlen hatte, lautete:

Eleonore, eine arme Sünderin.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lesekranz.

I. Reihenfolge.

1. **Faber, P. Fr. W., Erzählungen von den Engeln.** Mit Genehmigung des Verf. in's Deutsche übertragen v. C. B. Reiching. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
2. **Oramaika,** oder das Kreuz im Walde. Eine Erzählung aus den amerikanischen Missionen. Nach dem Engl. v. C. B. Reiching. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
3. **Geschichten** aus dem christl. Leben und für dasselbe. Frei nach dem Engl. von J. A. Stelzig. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
4. **Dorsey, A. H., das Gewissen.** Oder: Maria Broocke's Prüfungen. Eine kathol. Erzählung aus Amerika. Aus d. Engl. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
5. **Wohlgemuth, A., hundert Jahre in einer Tiroler Familie.** Spiegelbilder aus dem Volksleben. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
6. **Snieders, d. J., A., Mütterchen Geerarts.** Eine Erzählung aus dem Flämischen Leben. Aus dem Flämischen übersetzt von C. J. Diepenbrock. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
7. **Snieders, d. J., A., Tante Trippelveld. — Maikranz. — Haideblümchen.** Drei Erzählungen aus dem Flämischen Leben. Aus dem Fläm. übers. v. C. J. Diepenbrock. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
8. **Wohlgemuth, A., Schattenbilder aus dem Volksleben.** Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
9. **Snieders, J. R., der Großknecht.** Eine Dorfgeschichte aus dem Flämischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
10. **Feldpater, der,** oder die Eroberung von Algier. Nach d. Französ. der Gräfin E. de la Rochère bearbeitet von J. B. Braun. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
11. **Geschwister, die,** oder: Die **Schule der Leiden.** Eine Erzählung aus d. Z. d. französ. Revolution. Nach d. Franz. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
12. **Stowe, H. B., Toms Hütte,** oder das Sklavenleben in Amerika. Für die Jugend bearb. v. W. Kammerer. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.

II. Reihenfolge.

1. **Conscience, H., das Duell.** Ein Sittengemälde unserer Tage. Aus dem Fläm. übersetzt von E. Grahl. Autoris. Ausgabe. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
2. **Glaubrecht, J., Isolde,** das Frankenmädchen. Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
3. **Moosrosen.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für Jung und Alt. Gesammelt u. bearb. v. A. Biermann. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
4. **Sonnenblumen.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für Jung und Alt. Gesammelt und bearb. von A. Biermann. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
5. **Kavanagh, J., drei Helden auf drei verschiedenen Wegen.** Nach dem Englischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
6. **Thil-Lorrain, Nelida,** oder: die Canadischen Kriege. Eine Erzählung aus den Jahren 1812—1814. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
7. **Guenot, C., der Alpenhirt.** Eine Erzählung aus der Zeit Franz I., Königs v. Frankreich. Nach d. Französischen. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
8. **Nouvaire, A. de, die Geschichte einer Glocke.** Eine Erzählung. Aus dem Französischen. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
9. **Glaubrecht, J., Roland von Rolandseck.** Eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Carls des Großen. In neuen Rahmen gefaßt. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
10. **Castel, H. du, Regina,** oder die Perle am Strande. Eine Erzählung f. d. Jugend. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
11. **Ayzac, F. v., Erinnerungen aus vergangenen Zeiten.** Für Jung und Alt erzählt. Aus d. Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
12. **Gransard, A., Unter der Laubhütte.** Erzählungen für Volk und Jugend. Aus dem Französischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.

III. Reihenfolge.

1. **Wannenmacher, Fr. X., in der Fremde.** Eine Erzählung für die christliche Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
2. **Horst, J. J. van der, aus Geschichte und Sage.** Erzählungen. Aus dem Holländ. von W. Thiele. Autoris. Uebers. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
3. **Kammerer, W., Ferdinand, der taubstumme Knabe.** Erzählung für die Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
4. **Wannenmacher, Fr. X., Leiden und Freuden des Lagerlebens.** Eine Erzählung aus den Jahren 1870 und 1871. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
5. **Schnettler, Fr., Kinder werden Leute.** Eine Erzählung aus dem westfälischen Volksleben. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
6. **Thompson, der Jude von Wien.** Eine historische Erzählung aus dem Revolutionsjahre 1848 für Volk und Jugend. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Steinbach. Autorisirte Uebersetzung. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
7. **Glaubrecht, J., das Mädchen von Grenoble.** Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
8. **Thiele, W., der Triumph des Glaubens,** oder: Bilder aus dem Leben einer amerikanischen Pflanzerfamilie. Aus dem Holländischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
9. **Steinbach, A., die Störche.** Eine Dorfgeschichte. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
10. **Schnettler, Fr., Ehre Vater und Mutter.** I. Der Sohn des Trunkenbolds. Erzählung. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
11. — — **Ehre Vater und Mutter.** II. Die Tochter der Waschfrau. Erzählung. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
12. **Lebensbilder.** Scenen und Erzählungen für Volk und Jugend. Nach dem Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.

IV. Reihenfolge.

1. **Schnettler, Fr., bei schlichten Leuten.** I. Wie Hochmuth gebrochen ward. Wer hoch fliegen will, kann tief fallen. Alt und neu. Drei Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
2. **Die französische Revolution,** geschildert in anschaulichen, geschichtlich geordneten Scenen, sowie Charakter- und Sterbebildern. Nach Quellen bearbeitet und herausgegeben für Jung und Alt. Mit einem Titelbilde. 8. 1 M.
3. **Snieders, Dr. J. R., wie man Bürgermeister wird.** Humoristische Dorfgeschichte. Aus dem Flämischen von Ed. Flinke. Autorisirte Uebersetzung. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
4. **Brackel,** Ferdinande Freiin v., **Heinrich Findelkind.** Eine Erzählung für Volk und Jugend. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
5. **Kammerer, W., der Zitherspieler.** Erzählung für die reifere Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
6. **Flinke, Ed., Scherz und Ernst.** I. Alte Bekannte. O, der Naseweis! Von innen und von außen! Eine Kirmeßfahrt nach Amsterdam. Kleinere niederländische Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
7. **Schnettler, Fr., bei schlichten Leuten.** II. Doppelte Rettung. Der Tannenonkel. Das Findelkind. Ein schrecklicher Verdacht. Vier Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
8. **Steinbach, A., auf Abwegen.** Erzählung für Volk und Jugend. Nach dem Holländischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
9. **Conscience, H., eine Seemannsfamilie. Ein gutes Herz.** Zwei Erzählungen. Aus dem Flämischen übertragen von J. Schnettler. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
10. **Lingen, E., ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohl gehe! Blau und Weiß.** Zwei Erzählungen. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
11. — — **Führe uns nicht in Versuchung. Im Dom zu Köln. Ein Bild aus alter Zeit. Trau - schau - wem?** Vier Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
12. — — **Ein Strauß von Immortellen. Alje. Vor nah' zweihundert Jahren.** Drei Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.

Neue Volks- und Jugendbibliothek.

I. Reihe.

1. **Hahn, Fr. X., drei Schulkameraden.** Ein Lebensgemälde für die Jugend. Mit 4 Stahlst. 16. cart. 75 Pf.
2. — — **Fuchs und Lamm.** Eine Erzählung für Jung u. Alt. Mit 4 Stahlstichen. 16. cart. 75 Pf.
3. — — **das Testament**, oder: Schicksale eines Findlings. Eine Erzählung. Mit 4 Stahlst. 16. cart. 75 Pf.
4. **Lenzen, M., Marcell**, der brave Sohn. **Angela**, die brave Tochter. Zwei Erzählungen für die Jugend. 2te Aufl. Mit 4 Stahlstichen. 16. cart. 75 Pf.
5. **Erven, Fr., die beiden Wagen.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. Mit 4 Stahlst. 16. cart. 75 Pf.

II. Reihe.

1. **Erven, Fr., Nicht Rast, nicht Ruhe.** Eine Erzählung aus dem Leben. Mit 4 Stahlst. 16. cart. 75 Pf.
2. **Pleban, H., das Meisterstück. Die geheimnißvolle Scheibe. Der brave Sohn.** Drei Erzählungen für Jung und Alt. Mit 4 Stahlst. 16. cart. 75 Pf.
3. **Sainte-Marie, getäuschte Hoffnungen.** Erzählung für Volk und Jugend. Nach dem Französischen. Mit 4 Stahlstichen. 16. cart. 75 Pf.
4. — — **Christine**, die edle Dulderin. Erzählung für Volk und Jugend. Nach dem Französischen. Mit 4 Stahlstichen. 16. cart. 75 Pf.
5. **Horst, J. J. van der, Vater Bruno**, der Klausner von Overveen. Autorisirte Uebersetzung von A. Steinbach. Mit 4 Stahlstichen. 75 Pf.

III. Reihe.

1. **Ayzac, F. v., die Waldkapelle. Das Kreuz von Redmond.** Zwei Erzählungen für Volk und Jugend. Nach dem Französ. Mit 4 Stahlst. 75 Pf.
2. **Atala**, oder die Liebe zweier Wilden. Erzählung für die reifere Jugend. Frei nach dem Französischen des Chateaubriand von A. J. Cüppers. Mit 4 Stahlst. 75 Pf.

Von dieser „neuen Volks- und Jugendbibliothek" erscheinen nach und nach mehrere Reihen, jede bestehend aus fünf Bändchen, wovon eines, geziert mit vier Stahlstichen, 75 Pf. kostet.

Neue Erzählungen für Volk und Jugend

Bd.: 45.

1881